

ROBERT McCAMMON

WOLF'S BERSERKER HOUR

Aus dem Amerikanischen von Manfred Sanders

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Wolf's Hour*
erschien 1989 im Verlag Pocket Books.
Für diese deutsche Erstveröffentlichung
wurde der Roman in zwei Bände aufgeteilt.
Copyright © 1989 by Robert McCammon

1. Auflage Juli 2016

Copyright © dieser Ausgabe 2016 by Festa Verlag, Leipzig
Veröffentlicht mit Erlaubnis von The McCammon Corporation
Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30872 Garbsen

Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-420-1
eBook 978-3-86552-421-8



KAPITEL 7

Der Höllenfeuerclub

I Deutschland war das Land des Teufels – daran hegte Michael Gallatin keinen Zweifel.

Von dem Heuwagen aus, auf dem er und Maus mitfuhren – mit ungewaschener Kleidung und ebensolcher Haut, die Gesichter hinter zweiwöchigem Bartwuchs verborgen –, beobachtete Michael Kriegsgefangene beim Bäumefällen am Straßenrand. Die meisten der Zwangsarbeiter waren abgemagert und sahen wie alte Männer aus, aber der Krieg besaß die Fähigkeit, selbst Jugendliche alt aussehen zu lassen. Sie trugen sackartige graue Arbeitsuniformen und schwangen ihre Äxte wie müde Maschinen. Bewacht wurden sie von einer Lkw-Ladung Nazisoldaten, bis an die Zähne mit Maschinenpistolen und Gewehren bewaffnet. Die Soldaten rauchten und unterhielten sich, während die Gefangenen schufteten, und irgendwo in der Ferne brannte etwas – eine dichte schwarze Rauchwolke hing vor dem grauen östlichen Horizont. Ein Bombentreffer, vermutete Michael; die Alliierten verstärkten ihre Bombenangriffe im Vorfeld der Invasion.

»Halt!« Ein Soldat trat vor ihnen auf die Straße, und der Wagenlenker – ein drahtiger deutscher Angehöriger der Résistance, der Günther hieß – zügelte die Pferde. »Raus mit diesen Faulenzern!«, rief der Soldat, ein übereifriger junger Leutnant mit roten Wangen, die so dick wie Knödel waren. »Wir haben Arbeit für sie!«

»Es sind Freiwillige«, erklärte Günther mit würdevoller Miene, obwohl er nur die abgetragene Kleidung eines Bauern trug. »Ich bringe sie nach Berlin zur Arbeitseinteilung.«

»Ich teile sie zur Straßenarbeit ein«, blaffte der Leutnant.
»Los, raus mit ihnen. *Sofort!*«

»Oh Scheiße«, flüsterte Maus in seinen zotteligen braunen Bart. Michael hatte es sich neben ihm im Heu gemütlich gemacht, und neben Michael saßen Dietz und Friedrich, zwei weitere deutsche Widerstandskämpfer, die sie begleiteten, seit sie vor vier Tagen das Dorf Sulingen erreicht hatten. Im Heu versteckt lagen drei Maschinenpistolen, zwei Luger, ein halbes Dutzend »Kartoffelstampfer«-Handgranaten und eine Panzerfaust mit einer Sprenggranate.

Günther wollte protestieren, aber der Leutnant stapfte bereits zur Rückseite des Wagens und rief: »Raus! Alle raus aus dem Wagen! Kommt schon, bewegt eure faulen Ärsche!« Friedrich und Dietz, die einsahen, dass es besser war, zu gehorchen, als mit einem kleinen Hitler zu diskutieren, stiegen aus dem Wagen. Michael folgte ihnen, Maus kam als Letzter. Der Leutnant wandte sich wieder an Günther. »Los, du auch. Fahr den Scheißwagen von der Straße und komm mit!« Günther ließ die Zügel schnalzen und lenkte den Wagen unter eine Gruppe Kiefern.

Der Leutnant scheuchte Michael, Maus, Günther und die anderen beiden Männer zum Lastwagen, wo man ihnen Äxte aushändigte. Michael sah sich um und zählte neben dem Leutnant noch 13 weitere deutsche Soldaten. Mehr als 30 Kriegsgefangene waren damit beschäftigt, die Kiefern zu fällen. »Also gut!«, bellte der Leutnant, der bis auf einen Schnäuzer glatt rasiert war. »Ihr zwei nach da drüben!« Er schickte Michael und Maus mit einer Handbewegung nach rechts. »Die anderen dahin!« Günther, Dietz und Friedrich wurden nach links geschickt.

»Äh ... Entschuldigung, Herr Leutnant«, meldete Maus sich ängstlich. »Äh ... was sollen wir denn eigentlich tun?«

»Bäume fällen natürlich!« Der Leutnant verengte die

Augen und musterte den kaum 1,60 Meter großen, braunbärtigen und schmutzigen Maus. »Bist du genauso blind, wie du dumm bist?«

»Nein, Herr Leutnant. Ich habe mich nur gefragt ...«

»Befolge einfach die Befehle! Und jetzt mach dich an die Arbeit!«

»Ja, Herr Leutnant.« Maus nahm seine Axt und trottete an dem Leutnant vorbei. Michael folgte ihm. Die anderen gingen zur gegenüberliegenden Straßenseite. »He!«, rief der Leutnant. »Zwerg!« Maus blieb stehen, innerlich vor Angst zitternd. »Das Einzige, was die Wehrmacht mit dir anfangen könnte, wäre, dich in eine Kanone zu stopfen und auf die verdammten Engländer zu schießen!« Ein paar der anderen Soldaten lachten, als hielten sie es für einen großartigen Witz. »Ja, Herr Leutnant«, antwortete Maus und stapfte zum Waldrand.

Michael suchte sich einen Platz zwischen zwei Kriegsgefangenen und begann, die Axt zu schwingen. Die anderen Zwangsarbeiter hielten weder in ihrer Arbeit inne, noch nahmen sie anderweitig von ihm Notiz. Holzspäne flogen durch die kühle Morgenluft, und der Duft von Kiefernharz vermischte sich mit dem Geruch nach Schweiß und Anstrengung. Michael fiel auf, dass viele der Zwangsarbeiter gelbe Davidsterne auf ihren Arbeitsuniformen trugen. Alle waren männlich, alle schmutzig, und alle hatten die gleichen ausgemergelten Gesichter und glasigen Augen. Sie waren, zumindest für den Augenblick, in ihren Erinnerungen abgetaucht, und die Äxte wurden in einem monotonen, mechanischen Rhythmus geschwungen. Michael fällte einen dünnen Baum und trat einen Schritt zurück, um sich mit dem Unterarm das Gesicht abzuwischen. »He, nicht aufhören!«, schnauzte ihn ein Soldat an, der hinter ihm stand.

»Ich bin kein Häftling«, stellte Michael klar. »Ich bin Bürger des Deutschen Reiches. Ich erwarte, mit Respekt behandelt zu werden ... *Junge*«, fügte er noch hinzu, denn der Soldat war höchstens 19 Jahre alt.

Der Deutsche funkelte ihn an. Es gab einen Moment der Stille, unterbrochen nur von den dumpfen Schlägen der Äxte, und dann brummte der Soldat etwas und ging weiter die Reihe der Zwangsarbeiter entlang, seine MP 40 an die Brust gedrückt.

Michael machte sich wieder an die Arbeit und schwang die Axt in hohem Bogen. Unter seinem Bart knirschte er mit den Zähnen. Es war der 22. April, 18 Tage nachdem er und Maus Paris verlassen und sich auf die Route begeben hatten, die Camille und die französische Résistance für sie arrangiert hatten. In diesen 18 Tagen waren sie in Fuhrwerken, Ochsenkarren, Güterzügen, zu Fuß und per Ruderboot durch Hitlers Reich gereist. Sie hatten in Kellern geschlafen, auf Dachböden, in Höhlen, im Wald und in Wandverstecken, und sie hatten sich von dem ernährt, was ihre Helfer für sie entbehren konnten. Ein paarmal hätten sie hungern müssen, hätte Michael nicht eine Gelegenheit gefunden, sich unbemerkt seiner Kleidung zu entledigen und nach kleinen Beutetieren zu jagen. Trotzdem hatten Michael und Maus fast fünf Kilo verloren und sahen hohläugig und hungrig aus. Aber so sahen auch die meisten Zivilisten aus, die Michael unterwegs gesehen hatte; die Rationen gingen an die Soldaten, die in Norwegen, Holland, Frankreich, Polen, Griechenland und Italien stationiert waren, und natürlich an die, die in Russland um ihr Leben kämpften, und die Bewohner des Deutschen Reiches starben jeden Tag ein kleines bisschen mehr. Hitler mochte stolz auf seinen eisernen Willen sein, aber es war sein eisernes Herz, das langsam, aber sicher sein Land zerstörte.

Und was hat es mit der Eisernen Faust auf sich?, fragte Michael sich, während seine Axt Holzspäne durch die Luft schleuderte. Er hatte viele der Widerstandskämpfer und Agenten zwischen Paris und Sulingen nach diesem Begriff befragt, aber niemand kannte seine Bedeutung. Man war sich jedoch einig, dass diese Codebezeichnung ganz Hitlers Stil entsprach; außer in seinem Willen und seinem Herzen musste es auch einiges an Eisen in seinem Gehirn geben.

Was auch immer diese Eiserne Faust war, Michael musste es herausfinden. Der Juni rückte näher, die Invasion stand bevor, und es wäre Selbstmord, wenn die Alliierten die Strände stürmten, ohne genau zu wissen, was sie dort erwartete.

Ein weiterer Baum fiel unter Michaels Axthieben. Berlin lag knapp 50 Kilometer östlich von hier. So weit waren sie gekommen, durch ein Land, zernarbt von nächtlichen Bombenangriffen. Sie waren SS-Trupps, Panzerwagen und misstrauischen Dorfbewohnern aus dem Weg gegangen, nur um jetzt von einem unreifen Leutnant aufgehalten zu werden, der nichts Besseres im Sinn hatte, als Bäume zu fällen. Agentin Echo sollte in Berlin Kontakt zu Michael aufnehmen – auch das hatte Camille arrangiert –, und zu diesem Zeitpunkt konnte jede Verzögerung fatal sein. Keine 50 Kilometer mehr, und die Äxte gruben sich weiter in das Holz.

Maus fällte seinen ersten Baum und sah zu, wie er langsam umkippte. Links und rechts von ihm arbeiteten die Häftlinge stumpf weiter. Die Luft war voller stechender Holzsplitter. Maus stützte sich auf die Axt, seine Schultern schon jetzt völlig verkrampft. Tief im Wald ahmte ein Specht klopfend die Äxte nach. »Na los, an die Arbeit!« Ein Soldat mit einem Gewehr trat neben Maus.

»Ich ruhe mich nur für eine Minute aus. Ich ...«

Der Soldat trat ihm gegen die rechte Wade – nicht fest genug, um ihn zu Fall zu bringen, aber mit genug Wucht, dass er einen blauen Fleck davontragen würde. Maus schreckte zusammen und sah, wie sein Freund – der Mann, den er nur als Grünauge kannte – seine Arbeit einstellte und sie beobachtete.

»Ich sagte: an die Arbeit!«, befahl der Soldat, den es nicht zu kümmern schien, ob Maus Deutscher war oder nicht.

»Schon gut, schon gut.« Maus nahm seine Axt wieder in die Hand und humpelte etwas tiefer in den Wald. Der Soldat war direkt hinter ihm, offenbar wartete er nur auf einen weiteren Vorwand, den kleinen Mann treten zu können. Kiefernadeln kratzten über Maus' Gesicht, als er die Zweige beiseiteschob, um an den Stamm zu gelangen.

Und da sah er zwei dunkelgraue, mumifizierte Füße vor seinem Gesicht hängen.

Verblüfft blickte er nach oben. Sein Herz machte einen Satz.

An einem Ast hing ein Toter, grau wie Jonas' Bart, eine Schlinge um das gebrochene Genick und mit offenem Mund. Seine Hände waren hinter dem Rücken gefesselt, und er trug Kleidung, die die Farbe von Aprilschlamm angenommen hatte. Wie alt der Mann gewesen war, als er starb, war schwer zu sagen, allerdings hatte er lockiges rötliches Haar – das Haar eines jungen Mannes. Seine Augenhöhlen waren leer, ausgeräumt von den Krähen, und auch Stücke seiner Wangen waren herausgehackt worden. Er war nur noch eine dürre, ausgetrocknete Hülse, und an einem Draht um seinen Hals hing ein Pappschild mit den verblassten Worten: ICH BIN EIN DESERTEUR. Darunter hatte jemand mit einem schwarzen Stift gekritzelt: *Und bin nach Hause zum Teufel gegangen.*

Maus hörte, wie jemand ein ersticktes Geräusch ausstieß. Es kam aus seiner eigenen Kehle, begriff er dann. Er spürte die Schlinge um seinen Hals.

»Was ist? Steh nicht rum und glotze. Hol ihn runter!«

Maus blickte nach hinten zu dem Soldaten. »Ich? Nein ... bitte ... ich kann nicht ...«

»Na los, Zwerg. Mach dich ein bisschen nützlich.«

»Bitte ... mir wird schlecht ...«

Der Soldat holte zu einem weiteren Tritt aus. »Ich sagte: Hol ihn runter! Und ich werde es dir nicht noch einmal sagen, du kleines ...«

Er wurde zur Seite gestoßen, stolperte über einen Baumstumpf und fiel auf den Hintern. Michael packte die Knöchel des Toten und zog mit einem festen Ruck daran. Das verrottete Seil gab nach, glücklicherweise bevor der Kopf der Leiche abging. Michael zog noch einmal, und das Seil zerriss. Der Leichnam fiel zu Boden und lag wie ein Stück glänzendes Leder vor Maus' Füßen.

»Du Hund!« Der Soldat sprang auf, knallrot im Gesicht, entsicherte seinen Karabiner und drückte den Lauf auf Michaels Brust. Sein Finger lag auf dem Abzug.

Michael bewegte sich nicht. Er schaute in die Augen des anderen, sah dort das empörte Kind und sagte »Spar deine Kugeln für die Russen« in seinem besten bayrischen Akzent, da seine neuen Papiere ihn als bayrischen Schweinebauern identifizierten.

Der Soldat blinzelte, aber sein Finger blieb auf dem Abzug.

»Mannerheim!«, blaffte der Leutnant, der mit schnellen Schritten näher kam. »Nehmen Sie das Gewehr runter, Sie verdammter Idiot! Das sind Deutsche, keine Slawen!«

Der Soldat gehorchte sofort. Er schob den Sicherungshebel wieder zurück, starrte Michael aber weiter mürrisch

an. Der Leutnant trat zwischen die beiden. »Los, bewachen Sie die da drüben«, befahl er Mannerheim und zeigte auf eine andere Gruppe Häftlinge. Der junge Soldat stapfte davon, und der rotwangige Leutnant wandte sich Michael zu. »Und du fasst meine Männer nicht an, verstanden? Ich hätte dich erschießen lassen können und wäre damit im Recht gewesen.«

»Wir stehen beide auf derselben Seite«, erinnerte Michael ihn mit festem Blick. »Nicht wahr?«

Der Leutnant zögerte. Etwas zu lange. Hatte er etwas Falsches in Michaels Akzent gehört? Michaels Blut fühlte sich eiskalt an. »Zeig mir deine Reisegenehmigung«, sagte der Leutnant.

Michael griff in seinen schlammbespritzten braunen Mantel und gab dem Mann die Papiere. Der Leutnant faltete sie auseinander und überflog die getippten Worte. In der unteren rechten Ecke befand sich ein offizieller Stempel, gleich unter der Unterschrift des zuständigen Verwaltungsbeamten. »Ein Schweinebauer«, murmelte der Deutsche leise und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, ist es schon so weit gekommen?«

»Ich kann kämpfen«, sagte Michael.

»Bestimmt. Und du wirst es vielleicht auch müssen, wenn die russische Front zusammenbricht. Die dreckigen Hunde werden nicht stehen bleiben, bis sie Berlin erreichen. Wofür hast du dich freiwillig gemeldet?«

»Schlachten«, antwortete Michael.

»Na, damit wirst du wohl einige Erfahrung haben, was?« Der Leutnant betrachtete verächtlich Michaels schmutzige Kleidung. »Schon mal mit einem Gewehr geschossen?«

»Nein, Herr Leutnant.«

»Und warum hast du dich erst jetzt freiwillig gemeldet?«

»Ich habe meine Schweine großgezogen.« Eine Bewegung

erregte Michaels Aufmerksamkeit; über die Schulter des Leutnants sah er, wie ein Soldat zu Günthers Heuwagen schlenderte, in dem die Waffen versteckt lagen. Er hörte Maus husten und wusste, dass der kleine Mann es ebenfalls gesehen hatte.

»Teufel«, sagte der Leutnant, »du bist fast so alt wie mein Vater.«

Der Soldat näherte sich der Rückseite des Heuwagens. Michaels Nackenhaare richteten sich auf. Und dann kletterte der Soldat auf den Wagen und legte sich ins Heu. Einige andere Soldaten buhten und johlten, aber der Mann lachte nur, nahm seinen Helm ab und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Michael sah drei Soldaten auf der Ladefläche des Lastwagens sitzen, die anderen hatten sich zwischen den Zwangsarbeitern verteilt. Er warf einen Blick auf die andere Straßenseite zu Günther; der Widerstandskämpfer hatte mit dem Fällen innegehalten und starrte den Soldaten an, der ahnungslos auf ihrem Arsenal lag.

»Du siehst einigermaßen kräftig aus. Ich glaube nicht, dass die Schlachtbrigade was dagegen hat, wenn du mir ein paar Tage beim Bäumefällen hilfst.« Der Leutnant faltete Michaels Papiere zusammen und gab sie ihm zurück. »Wir verbreitern die Straße für die Panzer. Siehst du? So erweist du dem Reich einen Dienst und musst dir nicht mal die Hände blutig machen.«

Ein paar Tage, dachte Michael grimmig. Eine solche Verzögerung konnte er sich auf gar keinen Fall leisten.

»Ihr beide macht euch wieder an die Arbeit«, befahl der Leutnant. »Wenn wir hier fertig sind, könnt ihr weiterfahren.«

Michael sah, wie der Soldat auf dem Heuwagen herumrutschte und eine bequemere Position zu finden versuchte.

Der Mann drückte das Heu platt, und wenn er die Waffen ertastete, die darunter versteckt lagen ...

Sie konnten nicht einfach abwarten, ob der Soldat die Waffen entdeckte oder nicht. Der Leutnant stapfte zurück zum Lastwagen, zufrieden mit seinen Überzeugungskünsten. Michael packte Maus am Ellbogen und zog ihn mit sich, auf die Straße zu. »Mund halten«, warnte er ihn leise.

»He, ihr!«, rief einer der anderen Soldaten. »Wer hat euch erlaubt aufzuhören?«

»Wir haben Durst«, sagte Michael laut genug, dass der Leutnant es hören konnte. »Wir haben eine Feldflasche in unserem Wagen. Wir dürfen doch bestimmt einen Schluck Wasser trinken, bevor wir weitermachen, oder?«

Der Leutnant winkte ihnen weiterzugehen und schwang sich auf die Ladefläche des Lkws, um seine Beine auszu-ruhen. Michael und Maus gingen über die Straße, während die anderen Häftlinge weiter hackten und Kiefern knirschend umstürzten. Günthers Blick war auf Michael gerichtet, seine Augen glasig und voller Angst, und Michael sah, wie der Soldat im Heu nach irgendetwas tastete, das ihn beim Liegen störte.

Hektisch flüsterte Maus: »Er hat sie gefunden ...«

»A-ha!«, rief der Soldat, als seine Finger den Gegenstand herauszogen. »Sehen Sie mal, was diese Saukerle vor uns versteckt haben, Leutnant Zeller!« Er hielt die halb volle Flasche Schnaps hoch, die er entdeckt hatte.

»Bauern und ihre Geheimnisse«, sagte Zeller. Er stand auf. Die anderen Soldaten sahen gespannt zu. »Sind da noch mehr Flaschen?«

»Moment, ich seh mal nach.« Der Soldat wühlte im Heu.

Michael hatte den Wagen erreicht, Maus war etwa sechs Schritte hinter ihm. Er ließ die Axt fallen, griff tief in das Heu und schloss die Finger um einen Gegenstand, von

dem er wusste, dass er dort lag. »Hier ist etwas für euren Durst«, sagte er, als er die Maschinenpistole herauszog und entsicherte.

Der Soldat glotzte ihn an. Die Augen des jungen Mannes waren so blau wie ein nordischer Fjord.

Michael erschoss ihn, ohne zu zögern. Die Kugeln wanderten über die Brust des Soldaten und ließen ihn tanzen wie eine Marionette. Nachdem er die erste Salve abgefeuert hatte, wirbelte Michael herum, zielte auf die Soldaten auf der Ladefläche des Lkws und eröffnete das Feuer. Die Äxte hörten auf zu hacken; für einen Augenblick standen Häftlinge und deutsche Soldaten reglos da wie bemalte Statuen.

Und dann brach die Hölle los.

Die drei Soldaten auf dem Lkw gingen zu Boden, durchsiebt von MP-Kugeln. Leutnant Zeller warf sich unter dem Kugelhagel auf die Ladefläche und griff nach seiner Pistolentasche. Ein Soldat, der neben Günther stand, hob sein Gewehr, um auf Michael zu feuern, aber Günther grub seine Axt zwischen die Schulterblätter des Mannes. Auch die beiden anderen Widerstandskämpfer hoben ihre Äxte, um sie gegen zwei weitere Soldaten zu richten; Dietz' Axt trennte einem halb den Kopf ab, aber Friedrich bekam einen Schuss mitten durchs Herz, bevor er den Schlag ausführen konnte.

»Runter!«, schrie Michael Maus an, der wie betäubt in der Schusslinie stand und mit weit aufgerissenen Augen den toten Deutschen im Heu anstarrte. Maus rührte sich nicht. Michael trat einen Schritt vor und stieß ihm den Kolben der Maschinenpistole in den Bauch – das Einzige, was ihm auf die Schnelle einfiel –, und Maus klappte zusammen und fiel auf die Knie. Eine Pistolenkugel schlug direkt neben Michael Holzsplitter aus dem Heuwagen; ihre Flugbahn hatte die Flanke des Pferdes gestreift, das

sich laut wiehernd aufbäumte. Michael kniete sich hin und feuerte eine lange Salve auf den Lkw ab. Die Kugeln durchlöcherten die Reifen und zerschmetterten die Front- und Heckscheibe, aber Zeller presste sich dicht auf die Bretter der Ladefläche.

Günther schlug noch einmal mit seiner Axt zu und zertrümmerte den Arm eines Soldaten, der gerade mit seiner MP 40 auf ihn schießen wollte. Als der Soldat schreiend zu Boden fiel, schnappte Günther sich die Waffe und beharkte zwei weitere Soldaten, die zwischen den Bäumen in Deckung gehen wollten. Beide taumelten und stürzten. Eine Pistolenkugel pfiß an Michaels Kopf vorbei, aber Zeller feuerte, ohne zu zielen. Michael schob den Arm über die Kante des Wagens und tastete im Heu umher. Eine weitere Kugel spritzte einen Hagel von Holzsplittern in sein Gesicht, einer bohrte sich nur einen Zentimeter neben seinem linken Auge in die Haut. Aber Michael hatte gefunden, was er suchte; er holte die Handgranate heraus, duckte sich und zog den Zündstift. Zeller brüllte seinen verbliebenen Männern zu: »Tötet den Mann im Heuwagen! Tötet das Schw...«

Michael warf die Handgranate. Sie landete kurz vor dem Lkw auf dem Boden, hüpfte einmal und rollte unter das Fahrzeug. Und dann warf Michael sich über Maus und schützte seinen eigenen Kopf mit den Armen.

Mit einem dumpfen Knall explodierte die Granate. Der Lkw wurde von seinen durchschossenen Reifen gehoben. Orangefarbene und purpurne Flammen schossen in die Höhe und warfen den Lkw in einer Feuersäule auf die Seite. Er krachte auf den Boden, und auf das Knirschen des Metalls folgte sofort eine zweite Explosion, als der Benzintank in die Luft ging. Eine Säule aus schwarzem Rauch mit einem roten Kern stieg in den Himmel. Zeller feuerte nicht

mehr. Ein Regen aus brennendem Stoff und glühendem Metall ging herunter, und das Pferd riss seine Zügel von dem Ast los, an den Günther es gebunden hatte, und floh panisch die Straße entlang.

Günther und Dietz, der das Gewehr eines Toten genommen hatte, knieten zwischen den Baumstümpfen und schossen auf die vier Soldaten, die dem ersten Kugelhagel entkommen waren. Einer der Männer geriet in Panik, sprang auf und rannte los, und Dietz schoss ihm in den Kopf, bevor er drei Schritte weit gekommen war. Und dann stürmten zwei Häftlinge vor, mitten zwischen die verbliebenen Soldaten, und machten sich mit ihren Äxten an die Arbeit. Beide wurden erschossen, bevor sie ihr Werk vollenden konnten, aber drei weitere Zwangsarbeiter übernahmen ihren Platz. Die Äxte hoben und senkten sich, die Klingen blutverschmiert. Ein letzter Schuss erklang, in die Luft gefeuert von einer fallenden Hand. Es gab einen letzten Schrei, dann hielten die Äxte inne.

Michael stand auf und nahm die Maschinenpistole wieder an sich, die er zur Seite geworfen hatte; sie war noch warm, wie ein behaglicher Ofen. Günther und Dietz erhoben sich aus ihrer Deckung und untersuchten schnell die Gefallenen. Ein paar Schüsse erlösten die Verwundeten. Michael bückte sich und berührte Maus an der Schulter. »Alles in Ordnung?«

Maus richtete sich auf. Seine Augen waren feucht und immer noch geschockt. »Du hast mich geschlagen«, keuchte er. »Warum hast du mich geschlagen?«

»Besser ein kleiner Klaps als eine Kugel. Kannst du aufstehen?«

»Ich weiß nicht.«

»Du kannst«, sagte Michael und zog ihn auf die Beine. Maus hielt noch immer die Axt umklammert, sodass seine

Knöchel weiß hervortraten. »Wir sollten besser verschwinden, bevor hier noch mehr Deutsche auftauchen.« Michael schaute sich um, in der Erwartung, die Häftlinge im Wald verschwinden zu sehen, aber die meisten hatten sich nur auf den Boden gesetzt, als warteten sie auf die nächste Wagenladung Nazis. Michael überquerte die Straße, gefolgt von Maus, und ging zu einem mageren Mann mit dunklem Bart, der sich am Kampf gegen die Soldaten beteiligt hatte. »Was ist los?«, fragte Michael. »Sie sind jetzt frei. Sie können gehen, wenn Sie wollen.«

Der Mann, dessen Gesichtshaut sich wie braunes Leder über die vorspringenden Knochen spannte, lächelte schwach. »Frei«, flüsterte er mit schwerem ukrainischem Akzent. »Frei. Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht.«

»Da ist der Wald. Warum gehen Sie nicht?«

»Gehen?« Ein anderer Mann, noch magerer als der erste, stand auf. Er hatte ein schmales Gesicht und war fast kahl geschoren. Sein Akzent stammte aus Nordrussland. »Gehen *wohin?*«

»Ich weiß nicht. Einfach ... weg von hier.«

»Wozu?«, fragte der Mann mit dem dunklen Bart. Er zog seine dichten Augenbrauen hoch. »Nazis sind überall. Ist ihr Land. Wohin sollen wir gehen, wo Nazis uns nicht wieder fangen?«

Michael konnte es nicht begreifen; es widersprach vollkommen seiner Natur, dass jemand, dessen Ketten gerade gesprengt worden waren, nicht alles daransetzen sollte, um zu verhindern, dass sie neu geschmiedet wurden. Aber diese Männer waren schon lange Kriegsgefangene, wurde ihm klar. Sie hatten vergessen, was Freiheit bedeutete. »Glauben Sie nicht, dass Sie zumindest eine Chance hätten ...«

»Nein«, unterbrach der Kahle ihn. Seine Augen waren schwarz und in die Ferne gerichtet. »Keine Chance.«

Während Michael mit den Männern sprach, lehnte Maus sich benommen an einen Baumstamm. Ihm war schlecht und er hatte das Gefühl, von dem Blutgeruch gleich ohnmächtig zu werden. Er war kein Kämpfer. *Gott, hilf mir, nach Hause zu kommen*, dachte er. *Bring mich einfach nur nach ...*

Nur zwei Meter vor Maus setzte sich einer der toten Deutschen plötzlich auf. Der Mann hatte einen Schuss in die Seite bekommen, sein Gesicht war aschfahl. Maus erkannte ihn: Mannerheim. Und er sah auch, dass Mannerheim nach einer Pistole griff, die neben ihm lag, und damit auf Grünauges Rücken zielte.

Maus öffnete den Mund, um zu schreien, aber zu mehr als einem leisen Krächzen fehlte ihm die Kraft. Mannerheims Finger lag auf dem Abzug. Seine Hand zitterte; er stützte sie mit der anderen Hand, die voller Blut war.

Mannerheim war Deutscher. Grünauge war ... was auch immer. Deutschland war Maus' Heimatland. ICH BIN EIN DESERTEUR. Zwerg. *Und bin nach Hause zum Teufel gegangen.*

Das alles wirbelte in einem Sekundenbruchteil durch Maus' Kopf. Mannerheims Finger krümmte sich um den Abzug. Grünauge unterhielt sich noch. Warum drehte er sich denn nicht um? Warum drehte er ...

Die Zeit lief ab.

Maus hörte sich selbst einen animalischen Schrei ausstoßen – und er sprang vor und ließ die Axtklinge auf Mannerheims braunhaarigen Schädel herabsausen.

Die Schusshand zuckte und die Pistole feuerte.

Michael hörte eine Wespe an seinem Kopf vorbeizischen. Oben in den Bäumen brach ein Zweig und fiel

zu Boden. Er fuhr herum und sah Maus mit dem Axtstiel in der Hand, die Klinge tief in Mannerheims Schädel vergraben. Der Körper des Soldaten sackte nach vorne, und Maus ließ den Stiel los, als hätte er sich daran verbrannt. Und dann fiel Maus auf die Knie. So blieb er – den Mund halb geöffnet, ein kleiner Speichelfaden tropfte ihm vom Kinn –, bis Michael ihm auf die Beine half.

»Mein Gott«, flüsterte Maus. Er blinzelte; seine Augen waren blutunterlaufen. »Ich habe einen Menschen getötet.« Tränen füllten seine Augen und liefen ihm übers Gesicht.

»Noch haben Sie Zeit, zu fliehen«, sagte Michael zu dem Häftling mit dem dunklen Bart, während er Maus' Gewicht stützte.

»Mir ist heute nicht nach Laufen«, kam die Antwort. Der Mann blickte hinauf in den zinnfarbenen Himmel. »Vielleicht morgen. Ziehen Sie weiter. Wir werden denen sagen ...« Er zögerte; dann kam ihm die Idee. »Wir werden denen sagen, die Alliierten sind gelandet.« Er lächelte verträumt.

Michael, Maus, Günther und Dietz ließen die Zwangsarbeiter hinter sich zurück. Sie gingen die Straße entlang, immer dem Wald nach, und fanden den Heuwagen einen knappen Kilometer weiter. Das Pferd graste friedlich auf einer taufeuchten Wiese.

Sie fuhren so schnell wie möglich weiter. Schwarze Rauchwolken hingen jetzt wie Flaggen der Zerstörung ebenso am westlichen wie am östlichen Horizont. Maus starrte ins Leere, sein Mund bewegte sich, ohne einen Laut von sich zu geben, und Michael schaute nach vorne und versuchte den Blick des jungen Soldaten zu vergessen, unmittelbar bevor er ihn erschossen hatte. Die Schnapsflasche, die das Gefecht unbeschadet überstanden hatte, war zwischen ihnen hin und her gegangen und dann

wieder im Heu versteckt worden. In diesen Zeiten war Alkohol ein unschätzbare Gut.

Sie fuhren weiter, und jede Drehung der Wagenräder brachte sie Berlin näher.

2 Michael hatte Paris im Sonnenschein gesehen; Berlin sah er in grauer Düsternis.

Es war eine riesige, ausufernde Stadt. Sie roch dumpfig und erdig, wie ein Keller, der zu lange vom Licht abgeschottet war. Und alt sah sie aus, ihre gedrungenen Gebäude hatten alle die gleiche graue Farbe. Michael fühlte sich an Grabsteine auf einem modrigen Friedhof erinnert, wo tödliche Pilze wucherten.

Sie überquerten in Spandau die Havel und wurden auf der anderen Seite sofort von einer Kolonne aus Kübelwagen und Truppentransportern, die auf dem Weg nach Westen waren, von der Straße gedrängt. Ein kühler Wind wehte von der Havel her und ließ die verblichenen Nazifahnen an ihren Masten flattern. Das Straßenpflaster war rissig von den Ketten der Panzer. Über dem Stadtbild quollen dunkle Rauchwolken aus Schornsteinen und wurden vom Wind zu Fragezeichen verwirbelt. An den Steinmauern der Mietshäuser hingen verblasste und halb zerfetzte Plakate und Bekanntmachungen wie GEDENKT DER HELDEN VON STALINGRAD, AUF NACH MOSKAU!, EIN GROSSER SIEG FÜR DEUTSCHLAND, DER ENDSIEG IST NAHE. *Inschriften auf Grabsteinen*, dachte Michael. Berlin war ein Friedhof voller Gespenster. Natürlich waren Menschen auf den Straßen, in Autos und Blumenläden, in Kinos und Schneidereien, aber es gab keine Lebensfreude. Berlin war keine Stadt des Lächelns, und Michael fiel auf, dass die Menschen

oft über ihre Schultern blickten, voller Angst vor dem, was sich aus dem Osten näherte.

Günther kutscherte sie durch die eleganten Straßen von Charlottenburg – wo in Häusern, die wie Lebkuchenschlösser aussahen, ebenso unreal wirkende Herzöge und Barone lebten – in die kriegszerrissene Innenstadt. Hier drängten sich die Mietshäuser enger zusammen, grimmige Bauten mit Verdunkelungsvorhängen. Dies waren die Straßen, in denen Herzöge und Barone keine Macht hatten. Michael fiel etwas Merkwürdiges auf: Nur ältere Menschen und Kinder waren auf der Straße zu sehen, keine jungen Männer bis auf die Soldaten, die in Lkws und auf Motorrädern vorbeihasteten, und diese Männer hatten junge Gesichter, aber alte Augen. Berlin war in Trauer, denn seine Jugend war tot.

»Wir müssen meinen Freund nach Hause bringen«, sagte Michael zu Günther. »Ich habe es ihm versprochen.«

»Ich habe die Anweisung, euch in ein sicheres Versteck zu bringen, und genau das werde ich auch tun.«

»Bitte«, meldete Maus sich. Seine Stimme zitterte. »Bitte ... mein Haus ist nicht weit von hier. Es liegt in Tempelhof, in der Nähe des Flughafens. Ich zeige dir den Weg.«

»Tut mir leid. Meine Anweisungen sind ...«

Michael krallte seine Hand um Günthers Nacken. Der Deutsche hatte sich als guter Weggefährte erwiesen, aber Michael hatte keine Zeit, zu diskutieren. »Ich ändere hiermit deine Anweisungen. Wir können zum Versteck fahren, *nachdem* wir meinen Freund nach Hause gebracht haben. Tu es, oder gib mir die Zügel.«

»Ihr wisst gar nicht, was für ein Risiko ihr da eingeht!«, protestierte Dietz. »Und wir auch! Wir haben bereits einen Freund wegen euch verloren!«

»Dann steig ab und geh zu Fuß. Na los! Steig ab.«

Dietz zögerte. Auch er war fremd in Berlin. »Verdammt«, sagte Günther leise und ließ die Zügel schnalzen. »Also gut. Wo in Tempelhof?«

Maus nannte ihm schnell die Adresse, und Michael ließ Günthers Nacken los.

Nicht viel weiter stießen sie auf die ersten ausgebombten Gebäude. Die schweren amerikanischen B-17- und B-24-Bomber hatten ihre Fracht abgeliefert, und die Straßen lagen voller Schutt. Einige Häuser waren gar nicht mehr zu erkennen, nur noch Haufen aus Steinen und Balken. Andere waren aufgeplatzt und unter der Wucht der Detonationen eingestürzt. Ein Rauchsleier lag dicht über der Straße. Hier war die Düsternis noch dichter, und im Zwielight glühten die roten Kerne der schwelenden Schutthaufen wie die Tore des Hades.

Sie fuhren durch ein Viertel, in dem Zivilisten mit schmutzigen Kleidern und Gesichtern in den Trümmern eines Gebäudes wühlten. Flammenzungen leckten an eingestürzten Holzbalken, und eine ältere Frau weinte, während ein Greis sie zu trösten versuchte. Mit Laken bedeckte Leichen lagen, in deutscher Präzision aufgereiht, auf dem rissigen Gehweg. »Mörder!«, schrie die Frau, und es war schwer zu sagen, ob sie in den Himmel blickte oder in die Richtung von Hitlers Reichskanzlei. »Gott verfluche euch, ihr verdammten Mörder!«, kreischte sie, und dann schlug sie wieder schluchzend die Hände vor das Gesicht, weil sie den Anblick der Vernichtung nicht mehr ertragen konnte.

Vor dem Pferdewagen erstreckte sich eine Landschaft der Zerstörung. Auf beiden Seiten der Straße waren Häuser explodiert, verbrannt und eingestürzt. Dichter Rauch hing in Schleiern über der Szene, so schwer, dass selbst der Wind ihn nicht vertreiben konnte. Fabrikschornsteine ragten in

die Höhe, aber die Fabrik selbst war zermalmt worden wie eine Raupe unter einer genagelten Stiefelsohle. Der Schutt lag so hoch, dass Günther gezwungen war, einen anderen Weg in den südlichen Teil von Tempelhof zu suchen. Weiter im Westen tobte ein großes Feuer und spuckte wirbelnde rote Flammen in den Himmel. Der Bombenangriff musste erst letzte Nacht erfolgt sein. Maus saß zusammengesunken da, mit glasigen Augen. Michael hob die Hand, um die Schulter des kleinen Mannes zu berühren, aber dann ließ er sie wieder sinken. Es gab nichts, was man sagen konnte.

Günther fand die Straße und hielt einen Moment später vor der Adresse, die Maus ihm genannt hatte.

Das Mietshaus hatte aus roten Backsteinen bestanden. Es gab kein Feuer; die Asche war kalt und wurde vom Wind um Maus' Gesicht geblasen, als er vom Wagen stieg und dann auf den Überresten der Vordertreppe stand.

»Das ist es nicht!«, sagte Maus zu Günther. Sein Gesicht war nass von kaltem Schweiß. »Das ist die falsche Adresse!«

Günther antwortete nicht.

Maus starrte die Ruine an, die einmal sein Zuhause gewesen war. Zwei Mauern waren eingestürzt, ebenso die Böden der meisten Stockwerke. Die zentrale Treppe ragte, schwer verbrannt, im Gebäude auf wie eine verkrüppelte Wirbelsäule. Ein Schild neben dem verkohlten Loch, in dem sich einmal die Haustür befunden hatte, warnte: GEFAHR! ZUTRITT VERBOTEN! Es trug den Hakenkreuzstempel der Bauaufsicht. Maus verspürte den entsetzlichen Drang, zu lachen. *Mein Gott!*, dachte er. *Jetzt bin ich den ganzen weiten Weg gekommen, und die lassen mich nicht mal in mein Haus.* Er entdeckte die Scherben einer blauen Vase in den Trümmern und musste daran denken, dass sie einmal Rosen enthalten hatte. Tränen brannten in seinen

Augen. »Luise!«, rief er, und der Klang dieses verzweifelten Schreis ließ Michaels Seele erschauern. »Luise! Antworte mir!«

Ein Fenster öffnete sich in einem verrußten Gebäude auf der anderen Straßenseite, und ein alter Mann schaute heraus. »He!«, rief er. »Wen suchen Sie?«

»Luise Mausenfeld! Wissen Sie, wo sie und die Kinder sind?«

»Die Leichen sind weggebracht worden«, antwortete der Alte achselzuckend. Maus hatte ihn noch nie gesehen; ein junges Paar hatte früher in der Wohnung gewohnt. »Es war ein schlimmes Feuer. Sehen Sie, wie diese Steine verkohlt sind?« Er klopfte auf einen, um seine Worte zu unterstreichen.

»Luise ... die beiden Mädchen ...« Maus schwankte; die Welt, diese brutale Hölle, drehte sich um ihn.

»Der Mann ist auch gestorben, in Frankreich«, fuhr der alte Mann fort. »Habe ich jedenfalls gehört. Sind Sie ein Verwandter?«

Maus' Antwort bestand aus einem langen Schrei abgrundtiefer Qual, der zwischen den Überresten der Mauern hin und her hallte. Und dann, bevor Michael aus dem Wagen springen und ihn aufhalten konnte, rannte Maus die klapprige Treppe hinauf, deren angekockelte Stufen unter seinem Gewicht knackten und knarrten. Sofort folgte Michael ihm in das Reich aus Asche und Dunkelheit, und er hörte den alten Mann rufen: »Sie können da nicht rein!«, bevor das Fenster auf der anderen Straßenseite zufiel.

Maus eilte die Treppe hinauf. Sein linker Fuß brach durch eine morsche Stufe; er zog ihn heraus und lief weiter, hielt sich am verkohlten Geländer fest und hangelte sich daran hoch. »Bleib stehen!«, rief Michael, aber

Maus ignorierte ihn. Die Treppe zitterte, und ein Teil des Geländers brach plötzlich ab und stürzte hinab in den Schutt. Maus schwankte einen Moment am Abgrund, dann packte er das gegenüberliegende Geländer und lief weiter. Er erreichte eine Etage, etwa 15 Meter über dem Boden, und die wackligen Dielen knarrten unter seinen Füßen. »Luise!«, schrie Maus. »Ich bin's! Ich bin nach Hause gekommen!«

Er betrat ein Gewirr von Räumen, von den Bomben aufgerissen, sodass man die Besitztümer einer toten Familie sehen konnte – einen rußbedeckten Ofen; zerbrochenes Geschirr und hier und da eine Schüssel oder Tasse, die auf wundersame Weise die Zerstörung überlebt hatte; die Überreste eines Kiefernholztisches, heruntergebrannt bis auf die Beine; den Rahmen eines Stuhles mit rostigen Federn, aufgerollt wie Gedärm; die Reste von Tapeten an den Wänden, so gelb wie Lepraflcken, und darauf hellere Rechtecke, wo einmal Bilder gehangen hatten. Maus taumelte durch die kleinen Zimmer, rief nach Luise, Carla und Lucilla. Michael konnte ihn nicht aufhalten, und es hatte auch keinen Sinn, es zu versuchen. So folgte er ihm lediglich von Zimmer zu Zimmer, immer nahe genug, um ihn festzuhalten, sollte der kleine Mann durch den Fußboden brechen.

Maus ging in das ehemalige Wohnzimmer; im Fußboden waren Löcher, die herabstürzende Dachtrümmer geschlagen hatten. Das Sofa, auf dem Luise und die Mädchen so gern gesessen hatten, war nur noch ein verkohltes Knäuel aus Sprungfedern. Und das Klavier, das Hochzeitsgeschenk von Luisens Großeltern, war ein Albtraum aus Tasten und Drähten. Aber da war noch der Kamin, der Maus und seine Familie in so vielen kalten Nächten gewärmt hatte. Und da war das Bücherregal, obwohl nur wenige Bücher

überlebt hatten. Selbst sein geliebter Schaukelstuhl hatte es überstanden, wenn auch schwer angekokelt. Er stand noch genau da, wo er ihn zurückgelassen hatte. Und dann blickte Maus an die Wand, direkt neben dem Kamin, und Michael hörte ihn aufstöhnen.

Einen Moment lang bewegte Maus sich nicht; und dann, ganz langsam, ging er über den knarrenden Boden zum eingerahmten Eisernen Kreuz – dem Orden seines Sohnes.

Das Glas des Rahmens war gesprungen, aber davon abgesehen war das Eiserner Kreuz unversehrt. Ehrfürchtig nahm Maus den Rahmen von der Wand und las die Inschrift mit dem Namen seines Sohnes und dem Datum seines Todes. Sein Körper zitterte; in seinen Augen funkelte der Wahnsinn. Zwei helle rote Flecken bildeten sich auf seinen blassen Wangen über dem schmutzigen Bart.

Maus schleuderte das eingerahmte Eiserner Kreuz an die Wand, und Glassplitter regneten durch das Zimmer. Klimpernd fiel das Metall zu Boden. Sofort stürzte Maus vor, hob den Orden vom Boden auf und fuhr herum – das Gesicht rot vor Wut –, um ihn durch ein zerbrochenes Fenster zu werfen.

Michaels Hand schloss sich um Maus' Faust und versiegelte sie. »Nein«, sagte er mit fester Stimme. »Wirf es nicht weg.«

Maus starrte ihn ungläubig an. Er blinzelte langsam, benebelt vom trüben Schleier der Verzweiflung, und stieß ein Stöhnen aus, das wie der Wind klang, der durch die Ruinen seines Hauses pfiff. Und dann hob Maus die andere Hand, ballte sie zur Faust und schlug Michael so fest, wie er konnte, ans Kinn. Michaels Kopf ruckte nach hinten, aber er ließ Maus nicht los und machte auch keine Anstalten, sich zu verteidigen. Maus schlug ihn noch einmal und noch ein drittes Mal. Michael sah ihn nur an, seine

grünen Augen loderten und ein Tropfen Blut sickerte aus einem Riss in seiner Unterlippe. Maus holte aus, um ihn ein viertes Mal zu schlagen, und sah, wie Michael die Kiefermuskeln anspannte, um sich gegen den Schlag zu wappnen. Ganz plötzlich wich alle Kraft aus Maus' Schulter; seine Muskeln wurden schlaff und seine Hand öffnete sich. Er versetzte Grünauge eine Ohrfeige, aber der Schlag war kraftlos. Und dann sackte sein Arm an der Seite herab, neue Tränen brannten in seinen Augen, und seine Knie gaben nach. Er wäre gestürzt, hätte Michael ihn nicht festgehalten.

»Ich will sterben«, flüsterte Maus. »Ich will sterben, ich will sterben, Oh Gott, bitte lass mich ...«

»Steh auf«, sagte Michael. »Komm schon, steh auf.«

Maus' Beine hatten keine Knochen mehr. Er wollte sich auf diesen Fußboden fallen lassen und dort liegen bleiben, bis Thors Hammer die Erde zerschmetterte. Er roch Schießpulver an der Kleidung des anderen Mannes, und dieser bittere Geruch brachte jede einzelne grauenvolle Sekunde des Gefechts im Kiefernwald in sein Gedächtnis zurück. Maus riss sich von Michael los und taumelte zurück. »Bleib weg von mir!«, rief er. »Zum Teufel mit dir, bleib weg!«

Michael sagte nichts. Der Sturm war im Anmarsch und musste sich austoben.

»Du bist ein *Mörder!*«, kreischte Maus. »Eine *Bestie!* Ich hab dein Gesicht gesehen, da hinten im Wald. Ich hab es gesehen, als du diese Männer getötet hast! Deutsche! *Meine* Landsleute! Du hast diesen Jungen abgeknallt und dabei nicht mal mit der Wimper gezuckt!«

»Es war keine Zeit zum Zucken«, sagte Michael.

»Du hast es *genossen!*«, tobte Maus weiter. »Das Töten hat dir *Spaß* gemacht, nicht wahr?«

»Nein, hat es nicht.«

»Oh Gott ... Jesus ... Du hast auch mich zu einem Mörder gemacht.« Maus' Gesicht verzerrte sich. Er hatte das Gefühl, von inneren Kräften zerrissen zu werden. »Dieser junge Mann ... ich habe ihn ermordet. Ich habe ihn getötet. Ich habe einen Deutschen getötet. Oh mein Gott.« Er sah sich in dem verwüsteten Zimmer um und glaubte, die Schreie seiner Frau und seiner beiden Töchter hören zu können, als die Bomben sie zerfetzten. Wo war er gewesen, als die alliierten Bomber den Tod auf seine Familie geworfen hatten? Er hatte nicht einmal ein Foto von ihnen; seine gesamten Papiere, seine Brieftasche, seine Fotos waren ihm in Paris abgenommen worden. Das war die Grausamkeit, die ihn schließlich auf die Knie zwang. Er krabbelte zu einem Haufen aus verbrannten Trümmern und begann verzweifelt nach einem Bild von Luise und den Kindern zu suchen.

Michael wischte sich mit dem Handrücken das Blut von der Unterlippe. Maus schleuderte Trümmerstücke nach allen Seiten, behielt das Eiserne Kreuz aber fest in der Hand. »Was hast du jetzt vor?«, fragte Michael.

»Ihr habt das getan! Ihr! Die Alliierten. Eure Bomber. Euer Hass auf Deutschland. Hitler hatte recht. Die Welt fürchtet und hasst Deutschland. Ich dachte, er wäre verrückt, aber er hatte recht.« Maus grub tiefer. Aber da waren keine Bilder, nur Asche. Er kroch zu den verbrannten Büchern und suchte nach den Fotografien, die im Regal gestanden hatten. »Ich verpfeife dich. Das werde ich tun. Ich verpfeife dich, und dann gehe ich in die Kirche und bete um Vergebung. Oh Gott ... ich habe einen Deutschen ermordet. Ich habe einen Deutschen ermordet, mit meinen eigenen Händen!« Er schluchzte, Tränen liefen über sein Gesicht. »Wo sind die Bilder? Wo sind die Bilder?«

Michael hockte sich ein paar Schritte entfernt hin. »Du kannst hier nicht bleiben.«

»Das ist mein *Zuhause!*«, rief Maus so laut, dass die leeren Fensterrahmen zitterten. Seine Augen waren blutunterlaufen und tief eingesunken. »Hier lebe ich«, fügte er hinzu, aber jetzt kam nur noch ein Flüstern aus seiner rauen Kehle.

»Hier lebt niemand mehr.« Michael stand auf. »Günther wartet. Wir müssen gehen.«

»Gehen? Gehen *wohin?*« Unbewusst wiederholte Maus die Worte des russischen Gefangenen, der eine Flucht für sinnlos gehalten hatte. »Du bist ein britischer Spion, und ich bin ein Bürger des Deutschen Reiches. Mein Gott ... warum habe ich mich nur von dir überreden lassen? Meine Seele brennt. Oh Jesus, vergib mir!«

»Hitler hat die Bomben heraufbeschworen, die deine Familie getötet haben«, sagte Michael. »Glaubst du, dass niemand die Toten beweint hat, als die Naziflugzeuge London bombardierten? Glaubst du, dass deine Frau und deine Kinder die einzigen Toten waren, die jemals aus einem zerbombten Gebäude getragen wurden? Wenn ja, dann bist du ein Dummkopf.« Er sprach leise und ruhig, aber sein grüner Blick durchdrang Maus. »Warschau, Narvik, Rotterdam, Sedan, Dünkirchen, Kreta, Leningrad, Stalingrad – Hitler hat Leichen so weit nach Norden, Süden, Osten und Westen verstreut, wie er nur konnte. Hunderttausende, um die getrauert werden muss, und du weinst in den Ruinen eines einzelnen Zimmers.« Er schüttelte den Kopf, verspürte eine Mischung aus Mitleid und Abscheu. »Dein Land stirbt. Hitler bringt es um, aber bevor er sein Werk vollendet, wird er noch so viele vernichten, wie er kann. Dein Sohn, deine Frau, deine Töchter – was bedeuten sie Hitler schon? Haben sie ihn interessiert? Ich glaube, nicht.«

»Halt deine Klappe!« Tränen glitzerten wie falsche Diamanten in Maus' Bart.

»Es tut mir leid, dass hier die Bomben fielen«, redete Michael weiter. »Es tut mir leid, dass sie in London fielen. Aber als die Nazis die Macht übernahmen und Hitler seinen Krieg begann, mussten die Bomben irgendwo fallen.«

Maus antwortete nicht. Er konnte in den Trümmern keine Fotos finden, also setzte er sich auf den verkohlten Fußboden und schaukelte vor und zurück.

»Hast du Verwandte hier?«, fragte Michael.

Maus zögerte; dann schüttelte er den Kopf.

»Gibt es einen Ort, wo du hingehen kannst?«

Noch ein Kopfschütteln. Maus schniefte und wischte sich die tropfende Nase.

»Ich muss meine Mission erledigen. Du kannst mit mir in das Versteck kommen, wenn du willst. Von dort kann dich Günther vielleicht aus dem Land bringen.«

»Das hier ist mein Zuhause«, sagte Maus.

»Ist es das?«, entgegnete Michael. Es kam keine Antwort. »Wenn du auf einem Friedhof wohnen willst, dann ist das deine Sache. Wenn du aufstehen und mit mir gehen willst, dann komm. Ich gehe jetzt.« Michael wandte Maus den Rücken zu, ging durch das verbrannte Wohnzimmer zur Treppe und stieg zur Straße hinab. Günther und Dietz tranken einen Schluck aus der Schnapsflasche; der Wind war schneidender geworden. Michael wartete neben dem verkohlten Eingang des Mietshauses. Er würde Maus zwei Minuten geben. Wenn der Mann nicht herauskam, musste er entscheiden, was zu tun war. Eine unglückliche Situation – Maus wusste zu viel.

Eine Minute verging. Michael sah zwei Kinder, die in einem Haufen schwarzer Backsteine wühlten. Sie entdeckten

ein Paar Stiefel, und das eine Kind scheuchte das andere davon weg. Und dann hörte Michael das Knarren der Treppe und spürte, wie seine Muskeln sich entspannten. Maus trat aus dem Haus in das triste graue Licht. Er blickte hinauf in den Himmel und auf die umstehenden Gebäude, als sähe er das alles zum ersten Mal. »Also gut«, sagte er mit müder und emotionsloser Stimme. Seine Augen waren rot und geschwollen. »Ich komme mit.«

Sobald Michael und Maus auf dem Wagen saßen, ließ Günther die Zügel schnalzen, und das klapprige Pferd trotete los. Dietz reichte Michael den Schnaps; Michael nahm einen Schluck und bot Maus die Flasche an. Der kleine Mann schüttelte den Kopf. Er starrte auf seine offene rechte Hand, in der das Eiserne Kreuz lag.

Michael wusste nicht, was er getan hätte, wenn Maus nicht herausgekommen wäre. Ihn getötet? Vielleicht. Er wollte nicht darüber nachdenken. Er war ein Profi in einem schmutzigen Geschäft, und das einzig Wichtige war die anstehende Mission. Die Eiserne Faust. Frankewitz. Blok. Dr. Hildebrand und der Gaskrieg. Und natürlich Harry Sandler. Was hatten sie alle miteinander zu tun, und welche Bedeutung hatten gemalte Einschusslöcher auf grünem Metall?

Er musste es herausfinden. Wenn er versagte, endete die Invasion der Alliierten möglicherweise in einer Katastrophe.

Er lehnte sich zurück an die Seite des Wagens und spürte die Umrisse einer Maschinenpistole im Heu neben sich. Maus starrte das Eiserne Kreuz an, fasziniert davon, dass so ein kleines kaltes Ding das Letzte sein konnte, was in seinem Leben noch eine Bedeutung hatte. Und dann schloss er die Hand um das Metall und steckte es in die Tasche.

3 Die geheime Wohnung des Widerstands befand sich in Neukölln, einem Stadtteil, in dem sich schäbige Fabriken und Mietshäuser um die Bahngleise drängten. Günther klopfte an die Tür eines Hauses, und es öffnete ein dünner junger Mann mit kurz geschnittenem braunem Haar und einem schmalen Gesicht, das aussah, als hätte es noch nie gelächelt. Dietz und Günther geleiteten ihre Schützlinge in das Gebäude und eine Treppe hinauf in den ersten Stock, wo Michael und Maus in ein Wohnzimmer gebracht und allein gelassen wurden. Zehn Minuten später kam eine Frau in mittleren Jahren mit grauen Locken herein; sie trug ein Tablett mit zwei Tassen Tee und einigen Scheiben Roggenbrot. Sie stellte keine Fragen, und auch Michael fragte nichts. Hungrig verschlangen er und Maus Tee und Brot.

Vor den Fenstern des Wohnzimmers hingen Verdunkelungsvorhänge. Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem Brot und Tee serviert worden waren, hörte Michael, wie draußen ein Wagen hielt. Er ging zum Fenster, schob den Vorhang zur Seite und schaute hinaus. Die Nacht brach herein, und an der Straße brannten keine Laternen. Die Gebäude waren dunkle Schatten in der Dunkelheit. Aber Michael sah einen schwarzen Mercedes am Straßenrand parken, aus dem jetzt der Fahrer ausstieg, um das Fahrzeug herumging und die Tür für seinen Fahrgast aufhielt. Das schlanke Bein einer Frau tauchte als Erstes auf, dann folgte der Rest von ihr. Sie schaute hinauf zu dem Fleck gelben Lampenlichts, der durch den Vorhangspalt fiel. Sie hatte kein Gesicht. Und dann schloss der Fahrer die Tür, und Michael ließ den Vorhang zurückfallen.

Er hörte Stimmen von unten – Günthers und die einer Frau. Ein eleganter deutscher Akzent, sehr kultiviert. Es war eine gewisse Aristokratie in den Silben, aber auch eine

Fremdheit, die Michael nicht ganz einordnen konnte. Er hörte, wie jemand die Treppe heraufkam, hörte, wie die Frau die Wohnzimmertür erreichte.

Die Klinke bewegte sich, die Tür ging auf, und die Frau ohne Gesicht kam herein.

Sie trug einen schwarzen Hut und einen Schleier, der ihr Gesicht verbarg. In ihren schwarz behandschuhten Händen hielt sie eine schwarze Reisetasche, und über einem dunkelgrauen Kleid mit Nadelstreifen trug sie einen schwarzen Samtumhang. Aber goldene Locken hatten sich unter dem Hut hervorgestohlen und fielen in Kringeln um ihre Schultern. Sie war schlank und groß, über 1,75 Meter, und Michael konnte ihre Augen hinter dem Schleier schimmern sehen, als ihr Blick sich auf ihn richtete, zu Maus wanderte und wieder zu ihm zurückkehrte. Die Frau schloss die Tür hinter sich. Michael roch ihr Parfüm: ein schwaches Aroma von Zimt und Leder.

»Sie sind der Mann«, sagte sie in blaublütigem Deutsch. Es war eine Feststellung, gerichtet an Michael.

Er nickte. Etwas war seltsam an ihrem Akzent. Was nur?

»Ich bin Echo.« Sie stellte die Reisetasche auf einen Tisch und öffnete sie. »Ihr Begleiter ist ein deutscher Soldat. Was soll mit ihm geschehen?«

»Ich bin kein Soldat!«, protestierte Maus. »Ich bin Koch! War Koch, meine ich.«

Echo starrte Michael an, ihr Gesicht hinter dem Schleier blieb teilnahmslos. »Was soll mit ihm geschehen?«, wiederholte sie.

Michael wusste, was sie meinte. »Man kann ihm vertrauen.«

»Der Letzte, der glaubte, man könne jemandem vertrauen, ist jetzt tot. Sie haben da eine gefährliche Verbindlichkeit mitgebracht.«

»Maus – mein Freund – möchte das Land verlassen. Lässt es sich arrang...«

»Nein«, unterbrach Echo ihn. »Ich werde keinen meiner Freunde einer Gefahr aussetzen, um ihrem zu helfen. Dieser ...« Sie warf dem kleinen Mann einen schnellen Blick zu, und Maus konnte fast spüren, wie sie angewidert das Gesicht verzog. »Diese *Maus* ist Ihr Problem. Werden Sie sich um ihn kümmern, oder soll ich es tun?«

Das war eine höfliche Formulierung der Frage, ob Michael Maus selbst töten würde oder ob es einer von Echos Agenten übernehmen sollte.

»Sie haben recht«, stimmte Michael ihr zu. »Maus *ist* mein Problem, und ich werde mich um ihn kümmern.« Die Frau nickte. »Er kommt mit mir«, sagte Michael.

Sie schwieg für einen Moment – ein eisiges Schweigen. »Unmöglich«, sagte sie schließlich.

»Nein, ist es nicht. In Paris war ich auf Maus angewiesen, und er hat mir sehr geholfen. Soweit es mich angeht, hat er seine Loyalität bewiesen.«

»Soweit es mich angeht, nicht. Und *Sie* haben es auch noch nicht. Wenn Sie sich weigern, Ihre Pflicht zu tun, weigere ich mich, mit Ihnen zusammenzuarbeiten.« Sie verschloss die Tasche wieder und ging zur Tür.

»Dann arbeite ich ohne Sie«, sagte Michael. Und in dem Augenblick klärte sich für ihn das Rätsel ihres Akzents: »Dafür brauche ich nicht die Hilfe eines Yankees.«

Sie blieb stehen, die schwarze Hand auf der Klinke. »Was?«

»Die Hilfe eines Yankees. Ich brauche sie nicht«, wiederholte er. »Sie sind doch Amerikanerin, nicht wahr? Ihr Akzent verrät es. Die Deutschen müssen Blei in den Ohren haben, dass sie es nicht hören.«

Das schien einen wunden Punkt zu treffen. Echo erwiderte

frostig: »Zu Ihrer Information, *Brite*: Die Deutschen wissen, dass ich in den Vereinigten Staaten geboren wurde. Ich bin jetzt Einwohnerin Berlins. Sind Sie jetzt zufrieden?«

»Es beantwortet meine Frage, aber zufrieden bin ich noch lange nicht.« Michael schenkte ihr ein schmales Lächeln. »Ich vermute, dass unser gemeinsamer Freund in London Ihnen einiges über mich erzählt hat.« Bis auf den Teil, der seine Vorliebe für die Fortbewegung auf vier Pfoten betraf, wie Michael wusste. »Ich bin gut in dem, was ich tue. Und wie gesagt – wenn Sie sich weigern, mir zu helfen, werde ich den Job auf eigene Faust erledigen ...«

»Und dabei sterben«, fiel ihm Echo ins Wort.

»Vielleicht. Aber unser gemeinsamer Freund wird Ihnen gesagt haben, dass man mir vertrauen kann. Ich habe Nordafrika nicht überlebt, weil ich mich dumm angestellt habe. Wenn ich sage, dass ich die Verantwortung für Maus übernehme, dann meine ich es auch. Ich kümmere mich um ihn.«

»Und wer kümmert sich um Sie?«

»Das ist eine Frage, die ich noch nie beantworten musste«, sagte Michael.

»Einen Moment mal!« Maus machte ein finsternes Gesicht. Seine Augen waren noch geschwollen von den Tränen. »Habe ich vielleicht auch ein Wörtchen mitzureden? Vielleicht will ich ja gar nicht, dass du dich um mich kümmerst! Wer zum Teufel hat dich überhaupt gefragt? Ich schwöre bei Gott – in der Klapsmühle war ich besser dran! Was diese Bekloppten gequatscht haben, hat wenigstens Sinn ergeben!«

»Sei still!«, fuhr Michael ihn an; Maus wusste gar nicht, wie nah er einer Kugel durch den Kopf war. Der kleine Mann fluchte leise, und Michael wandte seine Aufmerksamkeit wieder der verschleierte Frau zu. »Maus hat mir

schon einmal geholfen. Er kann mir wieder helfen.« Echo schnaubte verächtlich. »Ich bin nicht nach Berlin gekommen, um einen Mann zu ermorden, der sein Leben für mich riskiert hat«, fuhr Michael fort.

»Äh ... *ermorden?*«, keuchte Maus, als er endlich begriff.

»Maus kommt mit mir.« Michael starrte den Schleier an. »Ich kümmere mich um ihn. Und wenn die Mission beendet ist, helfen Sie uns beiden, aus Deutschland zu verschwinden.«

Echo antwortete nicht. Sie tippte mit den Fingern auf die schwarze Reisetasche, während ihr Gehirn arbeitete.

»Also?«, drängte Michael.

»Wenn unser gemeinsamer Freund hier wäre, würde er sagen, dass Sie sehr dumm sind«, versuchte sie es noch einmal, aber sie konnte erkennen, dass dieser schmutzige und bärtige grünäugige Mann sich entschieden hatte und sich nicht davon abbringen lassen würde. Sie seufzte, schüttelte den Kopf und stellte die Tasche wieder auf den Tisch.

»Was passiert jetzt?«, fragte Maus ängstlich. »Werde ich ermordet?«

»Nein«, erwiderte Michael. »Du bist gerade dem britischen Geheimdienst beigetreten.«

Maus stieß einen erstickten Laut aus, als stecke ihm ein Hühnerknochen quer im Hals.

»Sie bekommen eine neue Identität.« Echo öffnete die Tasche, griff hinein und holte ein Dossier heraus. Sie reichte es ihm, aber als Michael vortrat, um es zu nehmen, hielt sich Echo mit der anderen Hand die Nase zu. »Mein Gott, was für ein Gestank!«

Michael nahm den Ordner und schlug ihn auf. In ihm lagen maschinengeschriebene Blätter mit deutschem Text, die den Lebenslauf eines gewissen Barons namens

Frederick von Fänge umrissen. Michael musste unwillkürlich lächeln. »Wer hat das vorgeschlagen?«

»Unser gemeinsamer Freund.«

Natürlich, dachte er. Das trug eindeutig die ironische Handschrift des Mannes, dem er zuletzt in Gestalt eines Chauffeurs namens Mallory begegnet war. »Vom Schweinebauern zum Baron in nur einem Tag. Gar nicht mal schlecht, selbst für ein Land, in dem man Titel für Geld kaufen kann.«

»Die Familie existiert wirklich. Sie steht im deutschen Adelsregister. Aber auch wenn Sie jetzt einen Titel haben ...« Echo rümpfte die Nase. »... riechen Sie immer noch wie ein Schweinebauer. Hier sind die anderen Informationen, um die Sie gebeten haben.« Sie gab ihm ein weiteres Dossier. Michael überflog die getippten Seiten. Camille hatte über Funk verschlüsselte Anfragen an Echo geschickt, und Echo hatte großartige Arbeit bei der Beschaffung von Hintergrundinformationen über SS-Oberst Jerek Blok, Dr. Gustav Hildebrand und die Hildebrand-Werke geleistet. Es gab Schwarz-Weiß-Fotos der beiden Männer, etwas unscharf, aber brauchbar. Echo reichte ihm noch eine getippte Seite über Harry Sandler und ein Foto des Großwildjägers, auf dem er umgeben von Nazioffizieren an einem Tisch saß, eine dunkelhaarige Frau auf dem Schoß. Ein Habicht mit einer Kopfhaut hielt sich mit den Krallen an seinem Unterarm fest.

»Sie waren sehr gründlich«, lobte Michael sie. Beim Anblick von Sändlers grausamem, lächelndem Gesicht zog sich sein Magen zusammen. »Ist Sandler noch in Berlin?«

Sie nickte.

»Wo?«

»Unsere Hauptaufgabe«, erinnerte sie ihn, »betrifft nicht Harry Sandler. Es reicht, wenn Sie wissen, dass Sandler Berlin in nächster Zeit nicht verlassen wird.«

Natürlich hatte sie recht – erst die Eiserne Faust, dann Sandler. »Was ist mit Frankewitz?«, fragte er.

Auch das war eine von Camilles Anfragen gewesen. »Ich habe seine Adresse. Er wohnt in der Nähe des Viktoriaparks in der Katzbachstraße.«

»Und Sie bringen mich zu ihm?«

»Morgen. Heute Abend sollten Sie sich diese Informationen durchlesen und Ihre Hausaufgaben machen.« Sie deutete auf die Von-Fänge-Biografie. »Und rasieren und waschen Sie sich, um Gottes willen. Es gibt keine Clochard-Barone im Deutschen Reich.«

»Was ist mit mir?« Maus sah angeschlagen aus. »Was zum Teufel soll *ich* tun?«

»Ja, was?«, fragte Echo, und Michael spürte, wie sie ihn ansah.

Er überflog schnell das Dossier des Barons von Fänge: Landbesitz in Österreich und Italien, ein Familienschloss an der Saar, ein Gestüt mit Vollblutpferden, schnelle Autos, teure maßgeschneiderte Kleidung – der übliche Luxus der Privilegierten. Michael blickte von der Lektüre auf. »Ich brauche einen Kammerdiener«, sagte er.

»Einen *was?*«, quiekte Maus.

»Einen Kammerdiener. Jemanden, der die teuren Klamotten aufhängt, in denen ich herumlaufen werde.« Er wandte sich wieder Echo zu. »Übrigens ... wo *sind* diese Klamotten? Sicher erwarten Sie nicht, dass ich die Rolle eines Barons spiele mit Schweinescheiße auf meinem Hemd?«

»Man wird sich darum kümmern. Und um Ihren ›Kammerdiener‹ ebenfalls.« Möglicherweise ließ sie ein kurzes Lächeln aufblitzen; unter dem Schleier war es schwer zu erkennen. »Mein Wagen wird Sie morgen früh um Punkt neun Uhr abholen. Mein Fahrer heißt Wilhelm.«

Sie verschloss die Reisetasche und nahm sie vom Tisch. »Ich denke, damit sind wir für heute fertig.« Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt sie mit ihren langen, eleganten Beinen zur Tür.

»Moment noch«, sagte Michael. Sie blieb stehen. »Woher wissen Sie, dass Sandler vorhat, in Berlin zu bleiben?«

»Solche Dinge zu wissen, Baron von Fänge, ist meine Aufgabe. Jerek Blok befindet sich ebenfalls in Berlin. Das ist kein Geheimnis – Blok und Sandler sind beide Mitglieder des Höllenfeuerclubs.«

»Höllengeheißerclub? Was ist das?«

»Oh«, sagte Echo leise, »das werden Sie bald erfahren. Gute Nacht, die Herren.« Sie öffnete die Tür und schloss sie hinter sich, und Michael lauschte ihren Schritten, als sie die Treppe hinunterging.

»Ein Kammerdiener?«, platzte Maus heraus. »Ich hab doch gar keine Ahnung, was ein verdammter Kammerdiener macht! In meinem ganzen Leben habe ich nur drei Anzüge besessen.«

»Kammerdiener sieht man, aber man hört sie nicht. Wenn du mitspielst, kommen wir vielleicht beide mit halbwegs heiler Haut aus Berlin heraus. Ich meinte es ernst, als ich sagte, dass du jetzt zum Secret Service gehörst. Solange du bei mir bist – und ich dich beschütze –, erwarte ich, dass du tust, was ich sage. Verstanden?«

»Teufel, nein. Was muss ich tun, um aus diesem Schlammloch herauszukommen?«

»Na ja, das ist ganz einfach.« Michael hörte das Brummen des Mercedesmotors. Er ging zum Fenster, zog den Vorhang ein kleines Stück zur Seite und sah zu, wie der Wagen in die Nacht davonfuhr. »Echo will dich töten. Ich nehme an, sie bräuchte nur eine einzige Kugel dafür.«

Maus schwieg.

»Denk heute Nacht darüber nach«, sagte Michael.
»Wenn du tust, was ich sage, bekommst du die Chance, aus diesem Kadaver von einem Land zu verschwinden, bevor die Russen über ihn herfallen. Wenn nicht ...« Er zuckte mit den Achseln. »Du hast die Wahl.«

»Eine großartige Wahl! Entweder eine Kugel in den Kopf oder ein Gestapo-Brandeisens, das mir die Eier absengt.«

»Ich werde mein Bestes tun, um dafür zu sorgen, dass das nicht passiert«, versprach Michael und wusste, dass eine weißglühende Eisenstange an den Hoden noch das kleinste ihrer Probleme sein würde, wenn die Gestapo sie erwischte.

Die grauhaarige Frau kam ins Wohnzimmer und begleitete Michael und Maus die Treppe hinunter, durch eine Tür auf der Rückseite des Gebäudes und dann eine weitere Treppe hinab in einen mit Spinnweben überzogenen Keller. Flackernde Öllampen beleuchteten ein Gewirr von Räumen, die meisten leer oder voller zerbrochener Möbel und anderem Abfall. Sie gelangten in einen Weinkeller, in dem zwei Männer auf sie warteten; die beiden schoben ein großes Regal mit Weinflaschen zur Seite und legten ein quadratisches Loch in der Wand frei. Michael und Maus folgten der Frau durch einen Tunnel in den Keller eines anderen Hauses – und hier waren die Räume gut beleuchtet und sauber, und sie enthielten Kisten mit Handgranaten, Maschinenpistolen und Munition, Sprengkapseln, Zündern und dergleichen.

Die grauhaarige Frau führte Michael und Maus in eine große Kammer, in der Männer und Frauen an Nähmaschinen arbeiteten. Gestelle mit Kleidungsstücken – überwiegend deutsche Uniformen – standen überall herum. Maßbänder wurden hervorgeholt, Anzüge und Hemden in passenden Größen wurden herausgesucht,

und man brachte eine Kiste mit Schuhen, aus der der Baron und sein Kammerdiener sich bedienen konnten. Die Frauen, die Maus' Maße nahmen, schnalzten ärgerlich mit den Zungen, als ihnen klar wurde, dass sie eine lange Nacht mit dem Kürzen von Hosenbeinen und Ärmeln vor sich hatten. Ein Mann mit einer Schere und einem Rasierer kam herein.

Ein anderer brachte Eimer mit heißem Wasser und ein paar Stücke harter weißer Seife, mit der man einem Frosch die Warzen hätte abscrubben können. Mithilfe von Schere, Rasierer und Seife begann Michael Gallatin – dem Verwandlungen nicht unvertraut waren –, mit seiner neuen Identität zu verschmelzen. Aber während er sich veränderte, erinnerte er sich an den Duft von Zimt und Leder und fragte sich, wessen Gesicht sich hinter jenem Schleier verbarg.

4 Der schwarze Mercedes erschien pünktlich um neun Uhr am nächsten Morgen. Es war ein weiterer trüber Tag, an dem sich die Sonne hinter dicken grauen Wolken versteckte. Das Nazi-Oberkommando freute sich über solches Wetter; die alliierten Bomber stellten ihre Flüge ein, wenn die Wolkendecke sich schloss.

Die beiden Männer, die das Mietshaus neben den Bahngleisen verließen, unterschieden sich sehr von denen, die es am Abend zuvor betreten hatten. Der Baron von Fänge war glatt rasiert, sein schwarzes Haar ordentlich geschnitten, und er hatte die Müdigkeit aus seinen Augen geschlafen. Er trug einen grauen Anzug mit grauer Weste und ein blassblaues Hemd, dazu eine grau gestreifte Krawatte und

eine silberne Anstecknadel. An den Füßen hatte er blank geputzte schwarze Schuhe, ein beige Kamelhaarmantel hing über seinen Schultern. Schwarze Glacéhandschuhe vervollständigten sein Erscheinungsbild. Man hätte glauben können, seine Kleider seien maßgeschneidert.

Sein Kammerdiener, ein kleiner, stämmiger Mann, war ebenfalls glatt rasiert und hatte einen frischen Haarschnitt, der allerdings auch nichts gegen seine großen, unansehnlichen Ohren ausrichten konnte. Maus trug ein dunkelblaues Hemd und eine schlichte schwarze Fliege. Er fühlte sich durch und durch elend; der Kragen seines Hemdes war so bretthart gestärkt, dass er ihn halb erwürgte, und seine neuen glänzend schwarzen Schuhe quetschten seine Füße ein wie Eisenklammern. Inzwischen kannte er auch eine der Pflichten eines Kammerdieners: die Koffer aus Kalbsleder zu tragen, in denen sich die Garderobe des Barons und seines Dieners befand. Aber während Maus das Gepäck vom Haus zum Kofferraum des Mercedes schleppte, musste er doch den Schneidern im Keller seine Anerkennung für ihre Sorgfalt zollen – in alle Hemden des Barons waren Monogramme eingenäht worden, und selbst die Koffer waren mit einem verschnörkelten FvF versehen worden.

Michael hatte sich bereits von Günther, Dietz und den anderen verabschiedet. Er setzte sich auf den Rücksitz des Mercedes. Als Maus Anstalten machte, ebenfalls hinten einzusteigen, sagte Wilhelm, ein breitschultriger Mann mit gewichstem Schnurrbart: »Ein Diener fährt vorne mit«, und schlug Maus die Fondtür vor der Nase zu. Leise vor sich hin brummelnd nahm Maus auf dem Beifahrersitz Platz. Michael hörte das Eiserne Kreuz in der Tasche des Mannes klimpern. Dann ließ Wilhelm den Motor an, und der Mercedes rollte sanft auf die Straße.

Eine Glasscheibe trennte die Vorder- und Rücksitze. Michael nahm Echos Duft im Wagen wahr, ein berauschendes Aroma. Das Wageninnere war perfekt sauber – keine Taschentücher, keine Papierschnipsel, nichts, was einen Hinweis auf Echos Identität geben konnte. Zumindest dachte Michael das, bis er den glänzenden Metallaschenbecher an der Rückseite des Fahrersitzes aufklappte und darin eine abgerissene Eintrittskarte fand. Michael sah sich die Aufschrift der Karte genauer an: *Kino Elektra*. Er legte den Fetzen zurück und schloss den Aschenbecher wieder. Dann öffnete er eine kleine, an einem Scharnier befestigte Lederklappe zwischen sich und Wilhelm. »Wohin fahren wir?«, fragte er.

»Wir haben zwei Ziele, Herr Baron. Zuerst besuchen wir einen Maler.«

»Und das zweite Ziel?«

»Ihre Unterkunft während Ihres Besuches in Berlin.«

»Wird die Dame sich zu uns gesellen?«

»Die Möglichkeit besteht, Herr Baron«, sagte Wilhelm und schwieg.

Michael schloss die Klappe. Er warf einen Blick auf Maus, der verzweifelt versuchte, seinen Hemdkragen mit dem Zeigefinger zu weiten. Letzte Nacht, als sie ein Zimmer geteilt hatten, hatte Michael Maus weinen gehört. Der kleine Mann war aufgestanden und hatte lange Zeit im Dunkeln am Fenster gestanden. Michael hatte das leise Klimpern des Eisernen Kreuzes gehört, das Maus immer und immer wieder in der Hand umgedreht hatte. Dann, irgendwann später, hatte Maus tief geseufzt, sich die Nase am Ärmel abgewischt und war wieder ins Bett gekrochen. Das Klimpern hatte aufgehört und Maus war eingeschlafen, den Orden fest in der Faust. Für den Augenblick hatte er seine Seelenkrise überwunden.

Wilhelm war ein erfahrener Chauffeur, und das war auch gut so, denn die Straßen von Berlin waren ein einziger Albtraum voller Pferdefuhrwerke, Wehrmachtstransporter, Panzer und Zivilfahrzeuge, ganz zu schweigen von den Abschnitten, die von schwelenden Trümmern blockiert wurden. Während sie zur Adresse von Theo von Frankewitz fuhren und ein leichter Regen auf die Windschutzscheibe trommelte, rekapitulierte Michael, was er aus den Dossiers erfahren hatte.

Über Jerek Blok gab es keine neuen Informationen; der Mann war ein fanatischer Hitleranhänger und loyaler Nationalsozialist, dessen Aktivitäten nach dem Ende seiner Dienstzeit im Konzentrationslager Falkenhausen im Dunkeln lagen. Dr. Gustav Hildebrand, Sohn eines deutschen Pioniers auf dem Gebiet des Gaskrieges, besaß ein Haus in der Nähe von Bonn, wo sich auch der Sitz der Hildebrand-Werke befand. Aber etwas neues Interessantes gab es: Hildebrand hatte auch einen Wohnsitz und ein Laboratorium auf der Insel Skarpa, etwa 50 Kilometer südlich von Bergen in Norwegen. Für ein Sommerhaus war das ein recht weiter Weg von Bonn. Und als Winterresidenz – nun, die Winter so weit im Norden waren sehr lang und sehr arktisch. Warum arbeitete Hildebrand also an so einem abgeschiedenen Ort? Sicher hätte er einen idyllischeren Standort finden können. Das war eine Sache, bei der es sich vielleicht lohnen konnte, einmal nachzuhaken.

Wilhelm fuhr langsam am Viktoriapark entlang, während der Regen auf die knospenden Bäume klatschte. Dieser Stadtteil wurde von Mietshäusern und kleinen Geschäften dominiert. Fußgänger eilten unter Regenschirmen dahin.

Michael öffnete die Klappe noch einmal. »Werden wir erwartet?«

»Nein, Herr Baron. Herr von Frankewitz war um Mitternacht zu Hause. Wir werden sehen, ob er noch dort ist.« Wilhelm kroch mit dem Mercedes über die Straße; offenbar wartete er auf ein Signal. Im Fenster eines Blumenladens schnitt eine Frau Rosen, und ein Mann, der in einem Hauseingang stand, versuchte einen störrischen Regenschirm zu öffnen. Die Frau steckte die Rosen in eine Glasvase und stellte sie ins Fenster, der Mann bekam seinen Regenschirm auf und ging davon. Wilhelm sagte: »Herr von Frankewitz ist zu Hause, Herr Baron. Er wohnt dort in dem Haus.« Er zeigte auf ein graues Backsteinhaus auf der rechten Seite. »Es ist Wohnung Nummer fünf im ersten Stock.« Er trat auf die Bremse. »Ich fahre um den Block herum. Viel Glück, Herr Baron.«

Michael stieg aus, den Kragen gegen den Regen hochgeschlagen. Maus wollte auch aussteigen, aber Wilhelm packte seinen Arm. »Der Baron geht allein.« Maus wollte sich verärgert losreißen, aber Michael sagte: »Ist schon in Ordnung. Bleib im Wagen.« Dann ging er schnell über den Bürgersteig und in das Gebäude, das Wilhelm ihm gezeigt hatte. Der Mercedes fuhr weiter.

Das Innere des Gebäudes roch wie ein feuchtes Grab. Die Wände waren mit Nazisprüchen und -beschimpfungen beschmiert. Michael sah etwas in der Finsternis davonhuschen; ob es eine Katze war oder ein sehr großes Nagetier, konnte er nicht genau erkennen. Er ging die Treppe hinauf und fand die Tür mit der angelaufenen »5«.

Er klopfte. Etwas weiter den Flur entlang schrie ein kleines Kind. Die Stimmen eines Mannes und einer Frau erhoben sich und vermischten sich zu einem Streit. Er klopfte noch einmal an die Tür und musste an den kleinen zweischüssigen Deringer in der Spezialtasche seiner Weste denken – ein Geschenk seiner Gastgeber. Nichts geschah.

Er ballte die Faust, um ein drittes Mal anzuklopfen, und fragte sich, ob Wilhelm vielleicht die Signale verwechselt hatte.

»Gehen Sie weg«, sagte eine Männerstimme von der anderen Seite der Tür. »Ich habe kein Geld.«

Die Stimme war eher ein müdes Keuchen. Es war die Stimme von jemandem, dessen Atmung nicht in Ordnung war. »Herr von Frankewitz?«, sagte Michael. »Ich würde gerne mit Ihnen reden. Bitte.«

Stille. Dann: »Ich kann nicht reden. Gehen Sie weg.«

»Es ist sehr wichtig.«

»Ich sagte, ich habe kein Geld. Bitte ... belästigen Sie mich nicht. Ich bin ein kranker Mann.«

Michael hörte Schritte davonschlurfen. Er sagte: »Ich bin ein Freund Ihres Freundes in Paris. Des Opernliebhabers.«

Die Schritte stoppten.

Michael wartete.

»Ich weiß nicht, von wem Sie reden«, krächzte Frankewitz, nicht weit von der Tür.

»Er erzählte mir, dass Sie kürzlich etwas gemalt haben. Auf Metall. Ich würde gern mit Ihnen darüber reden, wenn ich darf.«

Eine weitere Stille zog sich hin. Frankewitz war entweder ein sehr vorsichtiger Mann oder einer, der große Angst hatte. Und dann hörte Michael das Klicken von Schlössern, die entriegelt wurden. Ein Riegel wurde zurückgeschoben, und die Tür öffnete sich etwa fünf Zentimeter. Der Ausschnitt eines bleichen Gesichtes erschien in dem Spalt wie ein Gespenst, das aus einer Gruft stieg. »Wer sind Sie?«, flüsterte Frankewitz.

»Ich bin einen weiten Weg gereist, um Sie zu treffen«, sagte Michael. »Darf ich hereinkommen?«

Frankewitz zögerte. Sein blasses Gesicht hing in der

Dunkelheit wie eine Mondsichel. Michael sah ein graues Auge, blutunterlaufen, und ein Dickicht aus öligem braunem Haar über einer hohen weißen Stirn. Das graue Auge blinzelte. Frankewitz zog die Tür auf und trat einen Schritt zurück, um Michael einzulassen.

Die Wohnung war eine enge, dunkle Behausung mit schmalen Fenstern, die mit dem Ruß der Berliner Fabriken bedeckt waren. Ein abgewetzter schwarz-goldener Orientteppich lag auf dem Holzboden, der sich unter Michaels Füßen nicht allzu stabil anfühlte. Die Möbel waren schwer und überladen – die Art von Einrichtungsgegenständen, wie man sie in den staubigen Kellern von Museen aufbewahrte. Überall waren dekorative Kissen drapiert, und die Armlehnen eines meergrünen Sofas wurden von Spitzendeckchen geschützt. Die Gerüche der Wohnung überfielen Michaels Nase: der Gestank billiger Zigaretten, ein süßes blumiges Kölnischwasser, Ölfarbe und Terpentin, der bittere Geruch von Krankheit. In einer Ecke des Zimmers, neben einem der schmalen Fenster, standen ein Stuhl, eine Staffelei und eine Leinwand mit einer unvollendeten Landschaft: ein roter Himmel über einer Stadt, deren Gebäude aus Knochen bestanden.

»Setzen Sie sich dahin. Das ist der bequemste Platz.« Frankewitz schob einen Stapel ungewaschener Kleidungsstücke vom meergrünen Sofa, und Michael setzte sich. Eine Feder bohrte sich in seinen Rücken.

Frankewitz, ein hagerer Mann in einem blauen Seidenmorgenmantel und Pantoffeln, umkreiste einmal das Zimmer und rückte schiefe Lampenschirme, Bilder und einen Strauß verwelkter Blumen in einer Kupfervase zurecht. Dann setzte der Maler sich auf einen hochlehnigen schwarzen Stuhl, schlug die dünnen weißen Beine übereinander und griff nach einem Päckchen Zigaretten

und einer schwarzen Zigaretzenspitze. Mit nervösen Fingern steckte er eine Zigarette in die Spitze. »Sie haben also Werner getroffen? Wie geht es ihm?«

Frankewitz redete offenbar von Adam. »Er ist tot«, sagte Michael. »Die Gestapo hat ihn getötet.«

Der andere öffnete den Mund und stieß ein kurzes Keuchen aus. Seine Finger fummelten zitternd mit einem Päckchen Streichhölzern herum. Das erste war feucht und spie nur einen winzigen Funken aus, bevor es wieder erlosch. Mit dem zweiten Zündholz gelang es dem Maler, die Zigarette anzustecken, und er nahm einen tiefen Zug aus der schwarzen Spitze. Ein rauchiger Hustenlaut krächzte aus seiner Lunge, gefolgt von einem zweiten und dritten und dann einem ausgewachsenen Hustenanfall. Seine Lunge rasselte feucht, aber als der Anfall vorüber war, nahm der Maler einen weiteren tiefen Zug von seiner Zigarette. Seine eingesunkenen grauen Augen waren feucht. »Tut mir leid, das zu hören. Werner war ... ein feiner Mensch.«

Es wurde Zeit, den Sprung zu wagen. Michael fragte: »Wussten Sie, dass Ihr Freund für den britischen Geheimdienst arbeitete?«

Frankewitz rauchte schweigend seine Zigarette. Der kleine rote Punkt glühte in der Dunkelheit. »Ja«, antwortete er schließlich. »Werner hat es mir erzählt. Ich bin kein Nazi. Was die Nazis diesem Land angetan haben – und meinen Freunden ... nun, ich hege keine Liebe für die Nazis.«

»Sie erzählten Werner, dass man Sie in ein Lagerhaus brachte, wo Sie Einschusslöcher auf grüne Metallplatten malen mussten. Ich wüsste gern, wie es dazu kam. Wer hat Sie damit beauftragt?«

»Ein Mann.« Frankewitz' schmale Schultern zuckten unter der blauen Seide. »Seinen Namen habe ich nie

erfahren.« Er zog an der Zigarette, blies Rauch aus und hustete noch einmal scharf. »Entschuldigen Sie«, sagte er. »Ich bin krank, wie Sie sehen.«

Michael war bereits der verkrustete Schorf an Frankewitz' Beinen aufgefallen; es sah aus wie Rattenbisse. »Wie ist dieser Mann auf Sie gekommen?«

»Die Kunst ist mein Leben«, sagte Frankewitz, als würde das alles erklären. Aber dann stand er auf, mit Bewegungen wie ein alter Mann, obwohl er nicht viel älter als 33 sein konnte, und ging zur Staffelei. Daneben an der Wand lehnte ein Stapel Bilder. Frankewitz kniete sich hin und blätterte sie durch, mit vorsichtigen blassen Fingern, als müsse er schlafende Kinder wach rütteln. »Ich habe meistens in einem Café nicht weit von hier gemalt – im Sommer draußen, im Winter drinnen. Der Mann kam, um einen Kaffee zu trinken. Er sah mir bei der Arbeit zu. Später kam er wieder, und danach noch ein paarmal. Ah, da bist du ja! Daran habe ich gearbeitet.«

Er zog die Leinwand heraus und zeigte sie Michael. Es war ein Selbstporträt – Frankewitz' Gesicht in einem gesprungenen Spiegel. Die Risse im Glas sahen so echt aus, dass man fast das Gefühl hatte, sich die Finger an den scharfen Kanten schneiden zu können. »Er brachte einen anderen Mann mit, damit der es sich ansah – einen Nazioffizier. Später erfuhr ich, dass der Name dieses zweiten Mannes Blok war. Und dann, vielleicht zwei Wochen später, kam der erste Mann erneut in das Café und fragte mich, ob ich mir etwas Geld verdienen wolle.« Ein schmales, kaltes Lächeln erschien auf seinem ausgemergelten Gesicht. »Ich kann immer Geld gebrauchen. Sogar Nazigeld.« Er betrachtete das Selbstporträt für einen Moment; das Gesicht auf der Leinwand war eine Fantasie der Selbstschmeichelei. Dann steckte er das Bild wieder in

den Stapel und stand auf. Regen klatschte an die Fenster, und Frankewitz sah zu, wie die Tropfen Spuren auf das rußverschmierte Glas zeichneten. »Sie holten mich eines Nachts ab und fuhren mich zum Flughafen. Blok war da und einige andere Männer. Sie verbanden mir die Augen, bevor wir abhoben.«

»Also haben Sie keine Ahnung, wo Sie landeten?«

Frankewitz kehrte zu seinem Stuhl zurück und schob sich die Zigarettenspitze wieder zwischen die Zähne. Er betrachtete den fallenden Regen, während blauer Rauch aus seinem Mund quoll und seine Lunge rasselnd atmete. »Es war ein langer Flug. Wir landeten einmal, um aufzutanken; ich konnte das Benzin riechen. Und ich spürte die Sonne auf meinem Gesicht, deshalb wusste ich, dass wir nach Westen flogen. Als wir wieder landeten, konnte ich das Meer riechen. Sie führten mich in ein Gebäude, wo sie mir endlich die Augenbinde abnahmen. Es war ein Lagerhaus ohne Fenster. Die Türen waren verschlossen.« Ein blauer Rauchsleier drehte sich langsam um Frankewitz' Kopf. »Sie hatten alle Farben und Arbeitsmaterialien, die ich brauchte – alles säuberlich aufgereiht. Es gab auch ein kleines Zimmer, in dem ich wohnen konnte – ein Stuhl und ein Feldbett, ein paar Bücher und Zeitschriften, ein Grammophon. Aber auch da keine Fenster. Oberst Blok brachte mich in einen großen Lagerraum, in dem die Metallplatten und Glasscheiben lagen, und sagte mir, was ich tun sollte. Einschusslöcher, sagte er; Sprünge im Glas, so wie bei dem zerbrochenen Spiegel auf meinem Bild. Er sagte, er wolle bestimmte Muster von Löchern auf dem Metall, und markierte sie mit einem Stück Kreide. Ich malte, was er verlangte. Als ich fertig war, verbanden sie mir wieder die Augen und führten mich zu einem Flugzeug. Wieder ein langer Flug, dann bezahlten sie mich und

fuhren mich nach Hause.« Er legte den Kopf auf die Seite und lauschte der Musik des Regens. »Das war alles.«

Wohl kaum, dachte Michael. »Und wie hat Ad... Werner davon erfahren?«

»Ich habe es ihm erzählt. Wir haben uns im letzten Sommer kennengelernt. Ich war mit einem anderen Freund zusammen in Paris. Wie gesagt, Werner war ein feiner Mensch. Und ein guter Freund. Ah ...« Er machte eine unbestimmte Bewegung mit seiner Zigarettenspitze, und dann blitzte plötzlich Angst in seinem Gesicht auf. »Die Gestapo ... die haben doch nicht ... ich meine ... Werner hat ihnen doch nicht von *mir* erzählt, oder?«

»Nein, keine Sorge.«

Frankewitz seufzte erleichtert. Erneut röchelte es in seiner Lunge, und ein weiterer Hustenanfall brach über ihn herein. »Gott sei Dank«, keuchte er, als er wieder sprechen konnte. »Gott sei Dank. Die Gestapo ... tut Menschen schreckliche Dinge an.«

»Sie sagten, man habe Sie vom Flugzeug zur Lagerhalle geführt. Sie wurden nicht gefahren?«

»Nein. Es waren vielleicht 30 Schritte, mehr nicht.«

Dann musste das Lagerhaus auf dem Flugplatzgelände liegen, überlegte Michael. »Was wurde sonst noch dort gelagert?«

»Ich hatte nicht viel Gelegenheit, mich umzusehen. Es war immer ein Wachmann in der Nähe. Ich habe ein paar Fässer und Kisten gesehen. Ölfässer, glaube ich, und technisches Zeug. Maschinenteile und so was.«

»Und Sie haben den Ausdruck ›Eiserne Faust‹ mitgehört? Ist das richtig?«

»Ja. Oberst Blok unterhielt sich mit einem Mann, der zu Besuch kam. Er nannte ihn Dr. Hildebrand. Blok benutzte diesen Namen mehrere Male.«

Das war ein Punkt, der einer Klärung bedurfte. Michael fragte: »Warum ließen Blok und Hildebrand Sie das Gespräch mithören, wenn sie ansonsten so auf Geheimhaltung achteten? Dazu mussten Sie doch im gleichen Raum gewesen sein wie sie, oder?«

»Natürlich. Aber ich habe gearbeitet, also dachten sie vielleicht, dass ich nicht zuhörte.« Frankewitz blies eine Rauchwolke zur Decke. »Außerdem war das nicht so ein Geheimnis. Ich musste es aufmalen.«

»Aufmalen? Was aufmalen?«

»Die Worte. Eiserne Faust. Ich musste sie auf eine Metallplatte malen. Blok zeigte mir, welche Buchstaben ich nehmen musste, weil ich kein Englisch kann.«

Michael schwieg einen Moment, um diese Information zu verdauen. »Englisch? Sie haben ...«

»Eiserne Faust« auf Englisch aufgemalt, genau. Auf das grüne Metall. Olivgrün, um genau zu sein. Ziemlich trist. Und direkt darunter malte ich das Bild.«

»Das Bild?« Michael schüttelte verwirrt den Kopf. »Ich verstehe nicht.«

»Ich zeige es Ihnen.« Frankewitz ging zur Staffelei, setzte sich auf den Stuhl und legte sich einen Block Zeichenpapier auf die Knie. Er nahm einen Kohlestift in die Hand, während Michael ihm folgte und sich neben ihn stellte. Frankewitz saß einen Moment in schweigsamer Kontemplation da, dann begann er zu zeichnen. »Das ist nur eine ungefähre Skizze. Meine Hand macht in letzter Zeit nicht mehr so recht das, was sie soll. Es liegt am Wetter, glaube ich. Diese Wohnung ist immer sehr feucht im Frühling.«

Michael sah zu, wie die Zeichnung Gestalt annahm. Es war eine große Faust in einer Metallrüstung. Die Faust zerquetschte eine Gestalt, die noch gezeichnet werden musste.

»Blok stand da und sah mir über die Schulter, genau wie Sie jetzt«, sagte Frankewitz. Der Stift zeichnete dürre Beine, die aus der eisernen Faust herabhängten. »Ich musste die Zeichnung fünfmal machen, bevor er damit zufrieden war. Dann malte ich sie auf das Metall, direkt unter die Buchstaben. Ich habe den Abschluss der Kunstschule im oberen Drittel meiner Klasse gemacht. Der Professor sagte, ich sei ›vielversprechend‹.« Er lächelte vage, während seine Hand arbeitete, als hätte sie ein Eigenleben. »Die Rechnungseintreiber belästigen mich ständig. Ich dachte, Sie wären einer von ihnen.« Er zeichnete ein Paar magere Arme. »Meine besten Arbeiten mache ich im Sommer«, sagte er. »Wenn ich rausgehen kann in den Park, in die Sonne.«

Frankewitz hatte den Körper der Figur fertiggestellt – eine Karikaturgestalt, die von der Faust umklammert wurde. Jetzt fing er mit dem Kopf und den Gesichtszügen an. »Einmal hatte ich ein Bild in einer Ausstellung. Vor dem Krieg. Es war ein Bild von zwei Goldfischen, die in einem grünen Teich schwammen. Fische habe ich schon immer gemocht; sie wirken so friedlich.« Er zeichnete zwei weit aufgerissene, hervorquellende Augen und eine aufwärtsgerichtete schmale Nase. »Wissen Sie, wer das Bild gekauft hat? Eine von Goebbels' Sekretärinnen. Ja. Goebbels höchstselbst! Es könnte gut sein, dass das Bild jetzt in der Reichskanzlei hängt!« Er skizzierte eine breite Strähne dunkles Haar, das über die Stirn hing. »Meine Signatur in der Reichskanzlei! Tja, die Welt ist ein sonderbarer Ort, nicht wahr?« Er vervollständigte das Gesicht mit einem schwarzen Rechteck von Schnurrbart und hob den Stift. »Da. Das ist das, was ich für Oberst Blok gemalt habe.«

Es war eine Karikatur von Adolf Hitler mit hervorquellenden Augen, den Mund zu einem entrüsteten Schrei aufgerissen, während er von der eisernen Faust zerquetscht wurde.

Michael war sprachlos. Seine Gedanken rasten, kamen aber an keinem Ziel an. Der SS-Oberst Jerek Blok, ein fanatischer Nazi, hatte Frankewitz dafür bezahlt, eine haarsträubend groteske Karikatur des Führers zu malen? Das ergab überhaupt keinen Sinn. So etwas war genau die Art von Respektlosigkeit, die einem mit ziemlicher Sicherheit eine Verabredung mit einer Henkerschlinge einbringen konnte, und sie wurde beauftragt von einem ergebenen Hitlerjünger. Die Einschusslöcher, das gesprungene Glas, die Karikatur, die eiserne Faust – was hatte das alles zu bedeuten?

»Ich habe keine Fragen gestellt.« Frankewitz stand von seinem Stuhl auf. »Ich wollte es nicht wissen. Alles, was ich wollte, war, lebend nach Hause zu kommen. Blok sagte mir, man würde mich vielleicht noch einmal für weitere Arbeiten brauchen. Er sagte, es handele sich um ein Geheimprojekt, und wenn ich irgendetwem davon erzählte, würde die Gestapo es herauskriegen und mich besuchen kommen.« Er strich die Falten seines Morgenmantels glatt, mit jetzt wieder zittrigen Fingern. »Ich weiß nicht, warum ich es Werner erzählt habe. Ich wusste doch, dass er für die andere Seite arbeitet.«

Frankewitz betrachtete den Regen, der über die Fensterscheiben lief. Schatten lagen auf seinem hageren Gesicht. »Ich glaube ... ich habe es getan wegen ... der Art, wie Blok mich angesehen hat. Als wäre ich ein Hund, der ein paar Kunststücke beherrscht. Ich konnte es in seinen Augen erkennen: Er verachtete mich, aber er brauchte mich auch. Und vielleicht hat er mich nur deshalb nicht getötet, weil er dachte, dass er mich vielleicht noch einmal brauchen wird. Ich bin ein menschliches Wesen, kein Tier. Verstehen Sie das?«

Michael nickte.

»Das ist alles, was ich weiß. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.« Frankewitz' Atem hatte wieder zu rasseln begonnen. Er nahm ein neues Streichholz und zündete die Zigarette wieder an, die ausgegangen war. »Haben Sie Geld?«, fragte er.

»Nein.« Michael hatte eine Brieftasche von seinen Gastgebern bekommen, aber es war kein Geld darin. Er betrachtete Frankewitz' lange weiße Finger, dann zog er seine Glacéhandschuhe aus und sagte: »Nehmen Sie die. Die sind ein bisschen was wert.«

Frankewitz nahm sie, ohne zu zögern. Blauer Rauch quoll aus seinen Lippen. »Vielen Dank. Sie sind ein wahrer Ehrenmann. Von uns gibt es nicht mehr viele auf dieser Welt.«

»Das sollten Sie besser vernichten«, meinte Michael mit einer Kopfbewegung zur Hitlerkarikatur. Er ging zur Tür und blieb dann noch einmal stehen. »Sie mussten mir das alles nicht erzählen. Ich weiß es zu schätzen. Aber eines muss ich *Ihnen* noch sagen: Ich würde an Ihrer Stelle nicht davon ausgehen, dass Sie sicher sind, bei dem, was Sie wissen.«

Frankewitz schwenkte seine Zigarettenspitze und hinterließ eine dünne Rauchfahne in der Luft. »Ist irgendjemand sicher in Berlin?«, fragte er.

Auf diese Frage hatte Michael keine Antwort. Er schob die Riegel der Tür auf. Der feuchte Raum mit seinen schmalen, schmierigen Fenstern drohte ihn allmählich zu ersticken.

»Werden Sie mich wieder besuchen?« Frankewitz hatte die Zigarette aufgeraucht und zerdrückte sie in einem grünen Onyx-Aschenbecher.

»Nein.«

»Wird wohl das Beste sein. Ich hoffe, Sie finden, wonach auch immer Sie suchen.«

»Danke. Das hoffe ich auch.« Michael öffnete den letzten Riegel, verließ die Wohnung und schloss die Tür hinter sich. Sofort hörte er, wie Theo von Frankewitz die Tür von der anderen Seite wieder verriegelte; es klang hektisch, wie ein verängstigtes Tier, das in seinem Käfig umherhuschte. Frankewitz hustete ein paarmal, um seine verstopften Atemwege zu befreien, und dann ging Michael den Flur entlang zur Treppe und stieg zur verregneten Straße hinab.

Wilhelm lenkte den Mercedes geschmeidig an den Bordstein, und Michael stieg ein. Wieder fuhr der Chauffeur sie durch den Regen, jetzt in westlicher Richtung.

»Hast du herausgefunden, was du wissen wolltest?«, fragte Maus, als Michael nichts sagte.

»Es ist ein Anfang«, kam die Antwort. Hitler, der von einer eisernen Faust zerquetscht wurde. Gemalte Einschusslöcher auf grün lackiertem Metall. Dr. Hildebrand, Entwickler von Kampfgasen. Ein Lagerhaus an einem Flugplatz, wo die Luft nach Meer roch. Ein Anfang, ja – der Eingang in ein Labyrinth. Und die Invasion in Europa, angesetzt für einen Zeitpunkt, an dem die wilden Wetter des Frühlings sich beruhigten. Die erste Juniwoche. Hunderttausende von Menschenleben, die auf dem Spiel standen. *Lebe frei*, dachte er und lächelte grimmig. Das schwere Joch der Verantwortung lastete auf seinen Schultern. »Wohin fahren wir?«, fragte er Wilhelm nach einigen Minuten.

»Sie anmelden, Herr Baron. Sie sind ein neues Mitglied des Höllenfeuerclubs.«

Michael wollte fragen, was es damit auf sich hatte, aber Wilhelms Aufmerksamkeit galt ganz der Straße, und der Regen fiel jetzt wieder stärker. Michael starrte auf seine nackten Hände, während die Fragen in seinem Kopf hin und her wanderten und der Schauer an die Fenster prasselte.

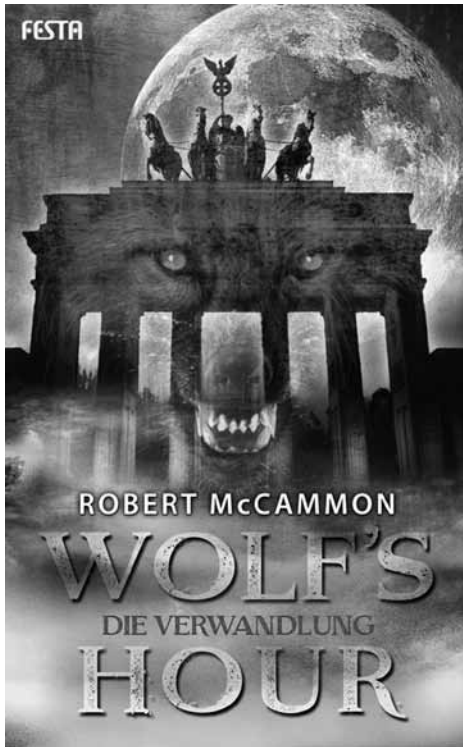


www.robertmccammon.com

Robert McCammon (geboren 1952 in Birmingham, USA) erster Roman *Baal* erschien 1978. Bis 1992 folgten elf weitere, mit denen er einer der erfolgreichsten Autoren des Booms der US-amerikanischen Horrorliteratur wurde (von Ende der 1970er- bis in die frühen 1990er-Jahre). Danach zog er sich ganz aus der Öffentlichkeit zurück. Erst seit 2002 erscheinen wieder neue Werke von ihm, u. a. *Speaks the Nightbird*, *The Five*, *The Border* ...

Robert McCammon bei FESTA:
Swans Song 1: Nach dem Ende der Welt
Swans Song 2: Das scharlachrote Auge
Wolf's Hour 1: Die Verwandlung
Wolf's Hour 2: Berserker

**Der erste Band des
bissigen und blutigen US-Bestsellers**



ISBN 978-3-86552-418-8

Infos & Leseprobe: www.Festa-Verlag.de
eBook: www.Festa-eBooks.de

1944. D-Day steht kurz bevor. Für Nazideutschland wird die Luft immer dünner. Doch Hitlers Wissenschaftler arbeiten an einer geheimen Wunderwaffe, die die Invasion mit einem Schlag beenden könnte.

Die letzte Hoffnung der Alliierten ruht auf den Schultern eines Mannes: Michael Gallatin. Er ist ein Meisterspion à la James Bond – und ein Werwolf!

Das zweibändige Epos über Michael Gallatin. Als Junge erlebt er den Mord an seinen Eltern mit und flieht in die russischen Wälder. Dort trifft er auf ein Wolfsrudel – doch die Wölfe lassen das Menschenkind leben und weisen es in die Geheimnisse der Lykanthropie ein.

Wer sind die wahren Monster? Die Wölfe oder vielleicht doch die Menschen?